



UNIVERSITÄT  
HEIDELBERG  
ZUKUNFT  
SEIT 1386

Ulrike Gerhard / Editha Marquardt (Hrsg.)

# DIE STADT VON MORGEN

STUDIUM GENERALE

HEIDELBERG  
UNIVERSITY PUBLISHING



STUDIUM GENERALE  
der Ruprecht-Karls-Universität  
Heidelberg

## **Mitglieder der Rektoratskommission Studium Generale**

**Prof. Dr. Òscar Loureda Lamas**

Prorektor für Qualitätsentwicklung

Institut für Übersetzen und Dolmetschen (IÜD)

**Prof. Dr. Cord Arendes**

Historisches Seminar

**Tobias Just**

Marsilius-Kolleg

**Prof. Dr. Andreas Kruse**

Institut für Gerontologie

**Prof. Dr. Annemarie Pucci**

Kirchhoff-Institut für Physik

**Prof. Dr. Gertrud Maria Rösch**

Institut für Deutsch als Fremdsprachenphilologie

**Prof. Dr. Sabine Strahl**

Centre for Organismal Studies

Sammelband der Vorträge  
des STUDIUM GENERALE  
der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg  
Sommersemester 2018

Herausgegeben von der  
Rektoratskommission Studium Generale

# Die Stadt von morgen

Herausgegeben von  
Ulrike Gerhard und Editha Marquardt

Mit Beiträgen von  
Ulrike Gerhard, Editha Marquardt,  
Friedrich von Borries, Michael Braum,  
Frauke Kraas, Tine Trumpp,  
Christiane Brosius, Henry Keazor,  
Marcus Imbsweiler, Carl Zillich,  
Ekkehard Felder, Günter Leyboldt,  
Annette Friedrich und Uwe Schneidewind

HEIDELBERG  
UNIVERSITY PUBLISHING

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz 4.0 (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Die Umschlaggestaltung unterliegt der Creative Commons-Lizenz CC BY-ND 4.0.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten von HEIDELBERG UNIVERSITY PUBLISHING <https://heiup.uni-heidelberg.de> unter der Rubrik Campus Media dauerhaft frei verfügbar (open access).  
doi: <http://doi.org/10.17885/heiup.studg.2020.2>

Umschlagabbildung: [shutterstock.com](https://www.shutterstock.com) / iurii

Text © 2020. Das Copyright der Texte liegt beim jeweiligen Beitragsautor.

ISSN 2510-0254

eISSN 2511-4921

ISBN 978-3-96822-007-9 (Softcover)

ISBN 978-3-96822-008-6 (PDF)

# Inhaltsverzeichnis

<i>Ulrike Gerhard und Editha Marquardt</i> Vorwort	7
<i>Friedrich von Borries</i> Die Ästhetik der Stadt von morgen	11
<i>Michael Braum</i> Die Ästhetik der Stadt von morgen – Eine Antwort auf Friedrich von Borries	21
<i>Frauke Kraas und Tine Trumpp</i> Die Zukunft städtischer Vergangenheit: Bedeutung und Schutz urbanen Kulturerbes in Asien	25
<i>Christiane Brosius</i> Kulturerbe als urbane Ressource für lokale Partizipation – Ein ethnologischer Blick auf Bangkok, Delhi und Kathmandu	53
<i>Henry Keazor</i> „Von Filmstädten über reale Städte lernen“: Stadt und/im Film	69
<i>Marcus Imbsweiler</i> London, Paris, Heidelberg: Die Stadt im Kriminalroman	93

## Inhaltsverzeichnis

<i>Carl Zillich</i>	
Fiktionen schaffen Räume – Räume sind Bühnen	105
<i>Ekkehard Felder und Günter Leypoldt</i>	
Ist das wirklich noch meine Stadt? – Authentische Städte aus kommunikativer Sicht	107
<i>Annette Friedrich</i>	
Urbane Energiewende: Infrastrukturen und Akteure für die klimaneutrale Stadt	133
<i>Uwe Schneidewind</i>	
Die Stadt als Reallabor – Fünf Thesen zur Rolle der Wissenschaft in urbanen Transformationsprozessen	139
<i>Ulrike Gerhard</i>	
Heidelberg als Forschungslabor für die Stadt von morgen	143
Autor*innenverzeichnis	153



# Vorwort

*Ulrike Gerhard und Editha Marquardt*

Die Stadt von morgen zu betrachten, ist eine Herkulesaufgabe. Denn nicht nur lebt mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Städten, sondern hier werden auch die entscheidenden Zukunftsfragen der Gesellschaft gestellt, die für die Entwicklung des Lebensstandards und der Lebensbedingungen der Menschheit wegweisend sind. Angesichts der vielfältigen ökologischen, sozialen und ökonomischen Herausforderungen braucht es daher Visionäre der Stadt von morgen, die Ideen und Entwicklungen wagen, aber ohne den wissenschaftlichen, kritischen Blick auf Gegenwart und Vergangenheit der Stadt nicht auskommen. Zudem werden hier Entwicklungen angesprochen, die sich sowohl auf lokaler wie auch auf globaler Ebene abspielen – und aktuell gelöst werden müssen. Es ist somit eine explizit multidisziplinäre Herangehensweise notwendig, um die verschiedenen gesellschaftlichen Anforderungen an Stadt zu bewältigen. Dazu zählen neben Architektur und Planung Themen wie Gesundheit, Klima(wandel) und kulturelles Erbe, aber auch gesellschaftliche Kommunikation, die sich zum Beispiel in literarischen und filmischen Darstellungen von Stadt ausdrückt und Identifikationsmöglichkeiten für Bürgerinnen und Bürger schafft. Diese können wiederum nur erreicht werden, wenn Wissenschaft sich auch transdisziplinär verortet und aktiv den Austausch mit Praxisakteuren aus der Stadtgesellschaft sucht. Dazu zählen Stadtplanerinnen und -planer, aber auch Stadtverwaltungen sowie die Bürgerinnen und Bürger selbst, die vielfältiges Wissen zu ihrer Stadt generieren, das in Modelle, Visionen und Bewertungen miteinfließen muss. Nur dann lässt sich die Stadt von morgen auf nachhaltige Art und Weise gestalten.

Dieser Aufgabenstellung widmete sich die Ringvorlesung Studium Generale im Sommersemester 2018 mit verschiedenen Beiträgen und Perspektiven. Sie ist aus einer engen Zusammenarbeit zwischen dem

Geographischen Institut der Universität Heidelberg und der Internationalen Bauausstellung IBA Heidelberg entstanden, die sich über mehrere Jahre in gemeinsamen Veranstaltungen, Projekten und Diskussionen manifestierte und schließlich mit der Gründung des Reallabors „Urban Office Heidelberg – Nachhaltige Stadtentwicklung in der Wissensgesellschaft“ institutionalisiert wurde. Drei Jahre lang förderte das Ministerium für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg dieses Reallabor, das an der Universität Heidelberg beheimatet ist und von den beiden starken Partnern IBA Heidelberg und Stadtplanungsamt Heidelberg mitgetragen wird. Die Vorlesungsreihe stellte einen vorläufigen Höhepunkt dieser Kooperation dar, der zeitgleich mit der Zwischenpräsentation der IBA Heidelberg stattfand, in deren Programmheft integriert wurde und auf eine interessierte und engagierte Öffentlichkeit traf. Sie verdeutlicht somit den regen Austausch, der zwischen Universität und Stadtgesellschaft existiert und auch durch das Konzept des Studium Generale explizit anvisiert wird. Die Veröffentlichung zahlreicher Beiträge aus dieser Vorlesungsreihe dokumentiert einmal mehr, wie vielfältig die Expertise der Universität Heidelberg zur Stadtentwicklung als einer gesellschaftlichen Herausforderung ist, die ohne das Wissen und den Beitrag der Praxisakteure nicht auskommt. Die Zusammenschau der Beiträge in diesem Band verdeutlicht Aktualität und Vielfalt noch einmal auf besondere Art und Weise.

Dabei wird nicht versucht, ein vollständiges Bild der Stadt von morgen abzugeben. Vielmehr werden einzelne Aspekte herausgegriffen, die sich als besonders prägnant herausgestellt haben und die für eine interdisziplinäre, wissenschaftliche Auseinandersetzung geeignet erscheinen und somit weiterverfolgt werden sollten. Zuerst einmal geht es um ästhetische Fragen: Wie soll die Stadt der Zukunft aussehen? Was finden wir „schön“ – und was nicht? Daran können sich die Gemüter bekanntlich erhitzen, obwohl es doch niemals eine abschließende Antwort darauf geben wird. Nichtsdestotrotz wagt sich der Architekt und Designtheoretiker Friedrich von Borries an dieses Unterfangen mit der Begründung, dass Architektur durchaus die Herausforderungen der urbanen Gesellschaft beeinflussen kann. Somit ist Stadt immer auch eine sinnliche Erfahrung, die wiederum Auswirkungen auf die Wahrnehmung von Größe, Dichte, Mobilität, Ernährung, Sicherheit und Governance-Strukturen hat. Wir benötigen also, so von Borries, eine offene Gesellschaft, die verschiedene Experimente wagt und die Stadt von morgen mitgestalten kann. Dies wird auch von Michael Braum, dem geschäftsführenden Direktor der IBA in Heidelberg, so gesehen: Um

## Vorwort

Städte nachhaltig zu entwickeln, bedarf es Mut und Risikobereitschaft, welche zugleich die Grundbedingungen der europäischen Stadt von Vielfalt, Mischung und Heterogenität nicht aus den Augen verlieren darf.

Aber gilt das nicht auch für die boomenden Städte in anderen Teilen der Welt? Insbesondere in Asien wachsen Städte vertikal, kontinuierlich und schnell – und verändern sich somit rasant. Kann man hier noch von einem Modell der europäischen Stadt sprechen? Sicher nicht, aber gerade deshalb plädieren Frauke Kraas, Tine Trumpp und Christiane Brosius in ihren Beiträgen zu Städten in Asien für eine Berücksichtigung des kulturellen Erbes für die Zukunft der Stadt. Dies bezieht sich nicht nur auf die bauliche Substanz und Struktur, sondern beinhaltet auch immaterielle Werte, Kulturen und Geschichten, die es in einer nachhaltigen Stadt zu bewahren gilt. Dazu ist die Einbeziehung der Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner notwendig, die sich mit ihrer Stadt identifizieren und die oben angesprochene sinnliche Wahrnehmung steuern und beeinflussen.

Dies zeigt nicht zuletzt die literarische und filmische Betrachtung von Städten. Der Kunsthistoriker Henry Keazor zeigt in einem umfassenden Querschnitt auf, was wir von Filmstädten über reale Städte lernen können. Ähnlich wie von Borries thematisiert er die Rolle von Architektur als Ausdruck des menschlichen Gemeinschaftswesens, die jedoch gerade in Filmen mit Wünschen und Ängsten, Romantisierungen und Zerstörungsängsten spielt. Stadtdarstellungen sind also nicht zuletzt Ausdruck von Utopien wie Dystopien, die wiederum Zukunftsvisionen von Städten beeinflussen. Ähnliches geschieht auch bei der Darstellung von Stadt in der Literatur. Der Heidelberger Krimiautor Marcus Imbsweiler unterscheidet drei Bedeutungen des Schauplatzes Stadt im Kriminalroman: die Stadt als Kulisse, die Stadt als Souffleuse und die Stadt als Bühne. Insbesondere der letzte Zusammenhang birgt viel literarisches Potential, denn die Stadt wird somit zu einem Anfangsobjekt, das durch die Geschehnisse im Roman überschrieben und fortgeschrieben wird. Die Literatur schafft damit Raum und gestaltet ihn. Dies führt Carl Zillich, kuratorischer Leiter der IBA, fort, indem er sagt, Menschen erschaffen urbane Räume, sei es durch Literatur, Architektur oder filmische Darstellungen. Ist das dann wirklich noch „meine Stadt“, über die gesprochen bzw. geschrieben wird? Wie authentisch sind solche Städte? Dieser Frage stellen sich der Linguist Ekkehard Felder und der Literaturwissenschaftler Günter Leypoldt in ihrem Beitrag zur Stadt aus kommunikativer Sicht. Die Forderung nach dem Authentischen

wird heute nicht nur auf Menschen, kulturelle Praktiken und Kunstwerke, sondern auch auf Bauwerke und Städte übertragen. Ungeklärt ist dabei, inwieweit man Authentizität als fundamentale Eigenschaft oder kommunikative Zuschreibung verstehen kann. Bei einer solchen Betrachtung wird deutlich, dass die Vorstellung authentischer Städte einerseits auf Sehnsuchtsphänomenen basiert, andererseits für Deutungskämpfe in der Debatte über Stadtentwicklung und somit auch die Stadt der Zukunft funktionalisiert wird.

Zurück in die reale Welt geht es bei Annette Friedrich, Leiterin des Stadtplanungsamtes der Stadt Heidelberg, indem sie am Beispiel der Energiewende aufzeigt, wie wichtig die konkrete Infrastruktur der Stadt, aber auch das Handeln aller Akteure ist. Es reicht nicht, Klimaschutzpläne wie in Heidelberg aufzustellen, sie müssen auch im Alltagsleben der Bewohnerinnen und Bewohner umgesetzt werden. Ein wesentlicher Baustein hierzu ist der Wohnungsbau. Ähnlich wie Michael Braum von der IBA angedeutet hat, sind urbane Strukturen von Dichte und Mischung notwendig, um eine Klimawende zu erreichen. Heidelberg geht hier mit einigen interessanten Projekten wie der Bahnstadt und den Konversionsflächen voran, über die Zukunft der Stadt wird jedoch erst deren Umsetzung und Alltagstauglichkeit bestimmen können. Planungen und Entwicklungen sind also langfristiger Natur, die nur durch Kooperation umgesetzt werden können. Somit sind Städte Experimentierräume bzw. Labore, in denen Ideen ausprobiert und für die Zukunft getestet werden können. Der Wissenschaft kommt dabei eine entscheidende Verantwortung zu, wie Uwe Schneidewind, Direktor des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt und Energie, markant fordert. Nur wenn die Wissenschaft die urbane Transformation aktiv vorantreibt, ist eine Zukunft der Stadt gewährleistet. Dafür sind Reallabore, wie sie auch in Heidelberg existieren und in dem abschließenden Beitrag von Ulrike Gerhard diskutiert werden, ein geeignetes Setting. Sie können entscheidend dazu beitragen, wie zum Beispiel der demographische Wandel, die Digitalisierung und die Energiewende in unseren Städten diskutiert und gehandhabt werden, um die wichtigsten Zukunftsfragen der Gesellschaft anzugehen.

*Ergänzender Hinweis: Das Studium Generale lebt vom mündlichen Vortrag und der Diskussion. In der Übertragung des Vortrages in einen schriftlichen Beitrag bleiben Unterschiede im Stil der Beiträge bestehen.*

# Die Ästhetik der Stadt von morgen

*Friedrich von Borries*

*Der nachfolgende Text ist eine gekürzte Fassung eines Vortrages mit performativen Elementen, weshalb der Duktus der freien Rede beibehalten wurde.*

„Die Ästhetik der Stadt von morgen“ – ein großer Titel, bei dem es um zweierlei geht: Zum einen geht es um die sinnliche Erfahrung von Stadt, zum anderen handelt es sich dabei nicht um die Stadt von heute, sondern um die der Zukunft. Wir bewegen uns also, um es vorsichtig auszudrücken, auf vagem Terrain – und ich muss leider gleich zu Beginn eingestehen, dass ich natürlich auch nicht weiß, wie die Stadt der Zukunft beschaffen sein wird. Immer, wenn wir uns mit der Stadt der Zukunft befassen, nehmen wir eine Interpolation, eine Hochrechnung von dem vor, was wir aus dem Heute kennen. Bei allen Zukunftsbetrachtungen bleiben wir im Heute gefangen. Es könnte alles ganz anders kommen. Die größten technischen Entwicklungen, das wissen wir alle, hat nie jemand vorausgesehen, sondern sie kamen überraschend – deshalb gelten sie ja auch als wichtig. Insofern ist dieser Vortrag ein Versuch, aus bestimmten Herausforderungen und Fragestellungen der Gegenwart zu spekulieren, was uns als Zukunft begegnen könnte.

Ich möchte noch eine weitere Vorbemerkung machen. Alle Betrachtungen über die Zukunft, die wir aus dem Heute heraus vornehmen, beinhalten normative Grundannahmen. Die sollte man offenlegen, weil wir eventuell unterschiedliche normative Grundannahmen haben und wir, so glaube ich, in der nachfolgenden Diskussion trennen sollten, ob Sie innerhalb meiner Grundannahmen meine Argumentation unschlüssig fanden oder ob Sie über die Grundannahmen diskutieren möchten.

Ich habe zwei Grundannahmen, die meinen Vortrag leiten werden. Die erste ist, dass ich als Optimist glaube, dass wir ziemlich viele der

gesellschaftlichen Herausforderungen, die Stadt betreffen, mit Architektur und mit Städtebau vielleicht nicht beheben, aber doch beeinflussen können. Dazu zählen sowohl technologische als auch planungskulturelle Fragestellungen. Und dazu zählt natürlich auch, wie wir diesen Lösungsversuchen einen sinnlichen Ausdruck geben. Meine zweite Grundannahme ist, dass unsere Stadt die Stadt einer offenen Gesellschaft sein soll. Es gibt historisch sehr viele Stadtmodelle. Ein Stadtmodell der offenen Stadt ist noch nicht richtig definiert, aber wir wissen alle, was eine offene Gesellschaft ist: demokratisch verfasst, rechtsstaatlich organisiert und offen für Veränderungen. Aufbauend auf diesen Grundannahmen möchte ich nun über die Stadt der Zukunft reflektieren.

Damit komme ich nun an einen für meinen Vortrag sehr wichtigen Punkt. Ich habe keine Lust, Ihnen 45 Minuten lang etwas zu erzählen, sondern ich möchte Sie als Publikum an mehreren Stellen einbinden. Meine erste Frage an Sie ist: Wollen Sie, dass ich meinen Vortrag mit Bildern begleite? Gerade wenn man über Architektur spricht, sind Bilder sehr veranschaulichend. Das kann Ihnen und mir helfen. Sie sehen, worüber ich spreche, und wenn ich mal irgendwo hängen bleibe, dann habe ich ein Bild, das ich kurz beschreiben kann, und dann fällt mir schon wieder ein, was ich eigentlich sagen wollte. Auf der anderen Seite behindern diese Bilder durch ihre Anschaulichkeit natürlich Ihr Vorstellungsvermögen. Man könnte sogar sagen, diese Bilder stehen zwischen mir und Ihnen. Räumlich sind sie jetzt hinter mir, aber inhaltlich verändern sie den Bezug, den wir zueinander haben. Und das ist eine ästhetische Frage, also nicht eine: schön oder nicht schön? Sondern: Welche Form von Sinnlichkeit suchen wir? Wollen wir uns auf das Visuelle fokussieren? Dann nehmen wir die Bilder. Oder vertrauen Sie auf mein Wort und Sie entwickeln Ihre eigene Vorstellung? Das würde ich jetzt gern zur Abstimmung bringen. Es hebe jetzt bitte jeder die Hand, der Bilder den Vorzug gibt. Wir haben hier ja zum Glück den Bürgermeister, der guckt mal bitte mit. Er ist Profi mit Abstimmungen.

*Der in der ersten Reihe sitzende Bürgermeister steht auf, sichtet den Saal und teilt dem Redner mit, dass die Mehrheit offenkundig für das Zeigen von Bildern ist.*

Gut, dann bleiben wir bei Bildern, das macht es mir einfacher. Ich habe eben über die normativen Grundannahmen gesprochen. Die normativen Grundannahmen, die ich skizziert habe, sind natürlich erst mal keine

Grundannahmen über Stadt, sondern über die Gesellschaft, in der wir leben. Und die spannende Frage ist: Warum haben wir offenkundig alle Lust, über Stadt zu diskutieren? Warum ist das viel einfacher als eine Diskussion über die Zukunft von Deutschland zu führen? Ich glaube, das hat einen einfachen Grund. Dazu hätte ich auch noch mal eine Frage, die etwas mehr Engagement erfordert, als die eben gestellte – wir steigern uns im Rahmen des Vortrags. Ich bitte jeden von Ihnen aufzustehen, der Heidelberger ist. Können die Heidelberger bitte mal aufstehen?

*Aus dem Publikum kommt die Rückfrage, was ein Heidelberger ist. Ein paar Anwesenden stehen kurz auf, ein paar davon setzen sich wieder. Alle im Raum sind unsicher, wie sie sich verhalten sollen.*

Danke. Diese performative Einlage scheint nicht richtig zu funktionieren. Setzen Sie sich ruhig wieder. Performative Einlagen funktionieren nicht immer. Aus dem Publikum kam ja die Frage, was es heißt, ein „Heidelberger“ zu sein. Muss man in Heidelberg geboren sein, um „Heidelberger“ zu sein? Wenn man nach Stadtidentitäten fragt, dann sagen normalerweise sehr viele Menschen: Ich bin Heidelberger oder Münchener oder Berliner oder was auch immer, weil sie in der Stadt seit einigen Jahren leben, aber nicht, weil sie dort geboren sind. Wenn Sie nach einer nationalen Identität fragen, ist das Verhältnis anders. Da gibt es sehr wenige, die sagen: Ich bin Deutscher, obwohl ich nicht in Deutschland geboren bin. Und der wird von manchen komisch angeguckt. Eine Stadtzugehörigkeit als Identität wähle ich mir freier und großzügiger als eine nationale Identität, die ich mir ja meistens nicht selber aussuche, sondern qua Geburt verliehen bekomme. Kurzum: Stadt ist strukturell immer offener als Nicht-Stadt. Stadt ist integrationsfähiger. Und ich glaube, dass ist auch der Grund, warum wir mehr Lust oder Zutrauen haben, über die Zukunft von Stadt nachzudenken als über die Zukunft von Deutschland: weil wir das Gefühl haben, dass auf städtischer Ebene a) mehr passiert und wir b) auch mehr verändern und beeinflussen können als auf nationaler Ebene. Die Historiker unter Ihnen mögen mich korrigieren, aber ich glaube, es hängt außerdem damit zusammen, dass die Entität „Stadt“ als zivilisatorische Errungenschaft ungefähr 7.000 Jahre alt ist und schon ziemlich viele verschiedene Gesellschaftsordnungen überlebt hat, wenn nicht gar mitgestaltet hat. Der heutige Nationalstaat ist – Pi mal Daumen – 300 Jahre alt, und ob er genauso alt wird wie die Stadt oder

ob sich in Zukunft Formen von poststaatlicher Organisation ergeben werden, wissen wir noch nicht. Aber wir wissen aus historischer Erfahrung, dass Stadtentwicklungsfähig und gestaltbar ist.

Was aber sind die Herausforderungen für die Stadt der Zukunft, was sind die Gestaltungsaufgaben?

Beginnen wir mit Größe, Dichte und Vertikalität. Städte wachsen, das ist eines ihrer Wesensmerkmale. Wir hatten zwar auch in der jüngsten Zeit Phänomene von Stadtschrumpfung, die es zyklisch immer wieder gibt – aber im Prinzip wächst die Weltbevölkerung und bewegt sich stadtwärts. Doch Heidelberg ist, Sie haben es vorhin beschrieben, Herr Bürgermeister, eine beschauliche Stadt mit ihren 150.000 bis 160.000 Einwohnern. Im globalen Maßstab geht es um ganz andere Zukünfte von Städten oder von städtischen Agglomerationen. Das Gangesdelta – eigentlich keine Stadt, sondern ein Siedlungsgebiet mit geringer Dichte – hat 150 Mio. Einwohner, der größte Siedlungssteppich der Welt. Die Metropolregion Tokio hat 38 Mio. Einwohner, Paris und das Ruhrgebiet als Spitzenreiter in Europa jeweils 10 Mio. Einwohner. So viel zur Größe, nun zur Dichte. Mumbai ist eine der weltweit dichtesten Städte, sie hat 35.000 Einwohner pro Quadratkilometer, Paris 30.000, München als dichteste deutsche Stadt 5.000. Sie bekommen eine Vorstellung, in welche Richtung wir uns in Zukunft bewegen, sowohl was Größe als auch was Dichte anbelangt. Um diese Dichte zu bewerkstelligen, werden Gebäude in Städten wesentlich höher werden - Vertikalität ist eine der Kernfragen des Städtebaus der Zukunft. Mich interessiert bei Dichte aber nicht nur die räumliche, sondern auch die soziale Struktur. Dichte ist das Ergebnis des Aufeinandertreffens von vielen, vielen Menschen auf kleinem Raum und führt zu einem permanenten Zustand von Fremdheit. Wir sind in der Stadt sehr häufig von Fremden umgeben. Und es ist eine der großen Errungenschaften von Zivilisation, dass wir uns darin wohlfühlen, dass wir uns Regeln gegeben haben, die größtenteils funktionieren. Die Fremdheit ist eine Form von Freiheit. Während auf dem Dorf jeder Nachbar weiß, um wie viel Uhr ich mit wem was gemacht habe, weiß das in der Stadt eigentlich keiner.

Wir machen deshalb noch eine performative Einheit. Bei Veranstaltungen wie der unsrigen kommt es häufig vor, dass man nicht alleine hinget, sondern mit jemand anderem. Würden Sie jetzt bitte so lange mit einem ihrer beiden Nachbarn den Platz tauschen, bis links und rechts von Ihnen nur jemand sitzt, den Sie noch nicht kennen. Kriegen Sie das hin?



*Im Publikum werden nun die Plätze getauscht. Der Vortragende versucht, die noch Unschlüssigen anzufeuern.*

Sitzt nun jemandem neben Ihnen, den Sie nicht kennen? Nicht Ihr Freund, Ihr Nachbar, Ihr Lebensgefährte, Ihr geschätzter Arbeitskollege. Sie kennen jetzt wirklich alle Ihre Nachbarn nicht mehr. Vielen Dank, ich werde darauf zurückkommen.

Die zweite große Herausforderung, die sich der Stadt der Zukunft stellt, ist das Verhältnis von Natur, Energie und Ernährung. In der hiesigen Internationalen Bauausstellung wird das als Kreislaufthematik beschrieben. Und ich möchte erst kurz auf den ersten Begriff eingehen, nämlich das Naturverständnis, was auch für unsere heutige Vorstellung von Stadt relevant ist. Wenn wir heute von Natur reden, verwenden wir meistens ein romantisches Naturbild: Natur ist vom Menschen unberührt. Deshalb gibt es Naturschutzgebiete und Reservate. Doch diese Räume sind das Künstlichste, was es gibt. Menschen schaffen unter extrem aufwendigen Bedingungen etwas, von dem sie behaupten, dass es vom Menschen unberührt sei – ein Widerspruch in sich. Viel natürlicher als diese vermeintliche Natur ist die Stadt, wo man nicht versucht, künstlich eine „Natur“ herzustellen. Wenn wir über Stadt der Zukunft und Natur nachdenken, wird es eine wichtige Aufgabe sein, ein anderes Naturverständnis zu entwickeln. Ein Naturverständnis, das den Naturmöglichkeiten in der Stadt positiv gegenübersteht. (Als Abbildung im Hintergrund: ein begrüntes Hochhaus von Stefano Boeri in Mailand.) Es gilt, Stadt und Natur zusammenzubringen. Es gibt inzwischen etliche Projekte, vor allem in Asien, wo die Fassade von Hochhäusern perforiert und begrünt wird. Diese Projekte sind für mich ein Platzhalter für die Frage: Was für ein Naturbild wollen wir in Zukunft haben, wenn wir von einer größtenteils verstäderten globalen Siedlungslandschaft ausgehen müssen? Ist für uns Natur dann das kleine geschützte Naturschutzgebiet, was sehr künstlich, aber in Anführungszeichen „sehr natürlich“ ist? Oder wird Natur permanent in unseren alltäglichen Lebensrahmen implementiert und bildet dementsprechend neue Formen aus? (Als Abbildung im Hintergrund: Gardens by the Bay in Singapur, eine Art urbaner Wald aus künstlichen Bäumen.) Mit diesem anderen Naturbild werden wir auch zu einem anderen Landschaftsbild kommen. (Im Hintergrund nun ein Projekt von BIG aus Kopenhagen; eine Müllverbrennungsanlage, die als Skipiste genutzt werden kann.)

Man kann nun also in Kopenhagen Ski fahren. Schön. Aber das Wesentliche ist, dass der Träger dieser Skipiste eine Müllverbrennungs-

anlage ist. Das, was wir bislang eigentlich aus der Wahrnehmung, aus der Ästhetik des städtischen Lebens ausgegrenzt haben, den Müll und den Dreck, wird durch eine Funktionserweiterung aufgewertet. Wie sieht es aus mit dem Recyclinghof, mit der Kläranlage? In Zukunft werden wir in die Stadt die Stoffkreisläufe integrieren, die durch die urbane Dichte entstehen: Kläranlagen und Müllverbrennungsanlagen sind die Parks der Zukunft. Wenn wir über Landschaft sprechen, dann reden wir natürlich auch über Landwirtschaft. Wir verorten die Lebensmittelproduktion außerhalb der Stadt. Aber wenn die Städte größer werden, wird Lebensmittelproduktion und -verarbeitung Teil unseres städtischen Landschaftsbegriffs werden. Auch das gehört zum Stoffkreislauf, der urbane Dichte ausmacht.

Kommen wir zum nächsten großen Themenspektrum: Arbeit, Eigentum und Mobilität. Womit verdient man in der Stadt eigentlich in Zukunft Geld? Wie wird die Stadt produktiv? Ich glaube, die Heidelberger Antwort ist: Wissen. Darauf wird Michael Braum sicherlich noch in seiner Erwiderung eingehen. Die Frage wird aber noch grundsätzlicher gestellt werden müssen. Derzeit zeichnet sich ein Diskurs über die Reindustrialisierung der Stadt ab. Wie kriegen wir industrielle Produktion, die weniger schmutzig ist als das, was wir aus dem 19. und 20. Jahrhundert kennen, zurück in die Stadt? Und warum wollen wir überhaupt industrielle Produktion in der Stadt? Nicht, weil sie schön ist, sondern weil das Fehlen von Produktion die Stadtgesellschaft total verändert. London ist dafür das Extrembeispiel: Kein Durchschnittsverdiener kann es sich leisten, in der Stadt zu leben, sondern pendelt aus dem Umland ein. Dagegen hilft eben nicht nur sozialer Wohnungsbau, sondern man muss auch strukturell überlegen, wie man produzierendes Gewerbe als einen sozialen Anker in die Stadt der Zukunft integriert. Damit hängt auch die Bedeutung von Eigentum zusammen. Soll privates Grundeigentum weiterhin die meistverbreitete Form sein, wie Grund und Boden in der Stadt vergeben wird? Früher war das Modell der Erbpacht verbreitet, bei der das Grundstück nach 99 Jahren wieder an die Stadt zurückfällt. Eine andere Eigentumsform ist die Genossenschaft. (Im Hintergrund nun Bilder von der Kalkbreite, einem genossenschaftlichen Wohnungsbau in Zürich, der sich durch großzügige Gemeinschaftsräume und experimentelle Grundrisse auszeichnet.) Ich zeige Ihnen die Kalkbreite nicht, weil ich die Fassade so schön finde. Das Besondere an der Kalkbreite ist, dass sie sich als Genossenschaft mehrere Regeln gegeben hat, die man im klassischen Immobiliensektor, wo

der Investor auf Verkauf von Wohnungen aus ist, nicht umsetzen kann. In der Kalkbreite finden sich Wohnungen mit 17 Zimmern – nicht für sehr reiche Menschen, sondern für junge Menschen, die als WG zusammenleben wollen. Es gibt einen Superhaushalt mit 20 Wohnungen, deren Bewohner sich eine große Küche inklusive Koch teilen, noch mal ein anderes Lebensmodell. Es gibt Kleinstwohnungen, ohne Wohnzimmer, die in Clustern angesiedelt sind und deren Bewohner Küche und Wohnzimmer gemeinsam nutzen. Dann gibt es kleine Joker-Wohnungen, auf die man alle 4 Jahre zugreifen kann, für die Schwiegereltern, für das Au-pair, im Falle einer Scheidung. Dann gibt es noch eine weitere Regel: Wenn Familien wachsen, kriegen sie eine größere Wohnung, wenn sie wieder kleiner werden, geht es in die kleinere Wohnung. Aber im selben Gebäude. Sie sehen die verschiedensten Wohnformen, alle hinter der gleichen Fassade.

Diese ganze Flexibilität wie auch die große Freifläche im Innenhof wurde möglich, weil die durchschnittliche Wohnungsgröße in diesem Komplex pro Person 32 Quadratmeter beträgt, während der Schweizer Durchschnitt bei 45 Quadratmeter liegt. Weniger individueller Raum für mehr Qualität im gemeinschaftlichen Raum. Das ist mit Sicherheit eine Devise für die Stadt der Zukunft. Auf Autostellplätze wurde auch verzichtet, weil die Bewohner eh mit dem Fahrrad oder dem ÖPNV unterwegs sind.

Damit wären wir bei einem weiteren Aspekt der Stadt der Zukunft: der Mobilität. Hier in Heidelberg soll ja eine neue Fahrradbrücke entstehen, ein gutes Beispiel für ein wichtiges Zukunftsthema: Wie bewegen wir uns in Zukunft durch die Stadt? Was ist das primäre Verkehrsmittel? Ist es das Fahrrad oder bleibt es das Auto, autonom oder nicht? Verschiedene Städte arbeiten an Fahrrad- und Fußgängerkonzepten, Kopenhagen ist sicherlich einer der Vorreiter. (Im Hintergrund nun Abbildungen von Fahrradbrücken in Kopenhagen, die aufgrund ihrer attraktiven Gestaltung inzwischen eine Art urbane Wahrzeichen geworden sind.)

Aber wenn wir über Mobilität reden, dürfen wir, so glaube ich, nicht nur über Mobilität in der Stadt reden, sondern auch über Mobilität in Richtung Stadt. (Im Hintergrund nun ein Bild mit einem Flüchtlings-schiff auf dem Mittelmeer.) Wir reden viel zu selten über die globale Mobilität, bei der Menschen sehr große Strecken zurücklegen, um bessere Lebenschancen zu haben. Die großräumliche Mobilität ist verknüpft mit sozialer Mobilität. Und eigentlich war es immer das Versprechen von Stadt, dass sie soziale Mobilität ermöglicht. Stadt war

stets nicht nur ein Freiheitsversprechen, sondern auch ein Aufstiegsversprechen. Wir müssen die verschiedenen Aspekte von Mobilität miteinander verknüpfen, um zu zukunftsfähigen Lösungen zu kommen.

Damit komme ich zu den Begriffen Sicherheit, Performanz und Identität. Sicherheit ist eines der Kernthemen der Stadt der Zukunft. Menschen sind in Städte gezogen, weil sie sich dort sicher gefühlt haben. Die Burg und der Bürger hängen nicht nur etymologisch miteinander zusammen. Stadtluft macht frei, die Stadt ist ein Ort, wo man vor der Willkür eines absolutistischen Herrschers geschützt ist. Die Stadt war immer ein Ort der Sicherheit. Wenn man aber die Mediendebatten der letzten Jahre verfolgt, bekommt man den Eindruck, dass mehr und mehr Menschen sich in der Stadt unsicher fühlen. Diesem realen oder behaupteten Wunsch nach Sicherheit versucht die aktuelle Stadtpolitik häufig zu entsprechen. Mir ist es unheimlich schwergefallen, dazu Bilder zu finden. (Im Hintergrund jetzt eine Arbeit von Matthias Megyeri, einem Künstler, der Stacheldraht mit Schmetterlingsformen versieht.) Der Kontrast zwischen Stacheldraht und Schmetterlingen verdeutlicht vielleicht die Widersprüche, in die wir uns verstricken, wenn wir uns „Sicherheit“ wünschen, damit wir ein schönes Leben führen können, aber sehr viele Sicherheitsmaßnahmen dazu führen, dass unser Leben unschöner wird und sich äußerst unsicher anfühlt.

Damit zusammen hängt die Frage nach Governance. Wie soll eine Stadt regiert werden, wie viel Teilhabe gewährt sie ihren Bürgern, wie viel Top-down und wie viel Bottom-up? Auch das wird in Zukunft eine wichtige Frage sein, und es würde sich lohnen, dazu aktuelle Partizipationsprojekte vorzustellen. Ich möchte nur auf ein Beispiel verweisen, die PlanBude aus Hamburg. Sie hat, und das ist das wirklich Besondere, die Partizipation an den Anfang der Planung verlegt, eine Vorgehensweise, die sie „Wunschproduktion“ nennt. Die Bürger sollen nicht Entwürfe beurteilen, ihre Meinung abgeben, sondern sie sollen durch künstlerische Methoden zum Wünschen und Träumen angeregt werden, und diese Träume, diese Wünsche sollen Grundlagen für die Planung sein. Statt Pläne in Ämtern auszulegen, sind sie durch die Straßen gezogen, haben Schulen und Kneipen besucht, Menschen getroffen, geredet, gezeichnet, mit Knete geformt. So wird Beteiligung zu einem kreativen Prozess, der Identität und Identifikation fördert – und im Idealfall Architektur hervorbringt, die spezifisch ist.

So, meine sehr verehrten Damen und Herren, das war mein kurzer Ritt durch Herausforderungen der Zukunft und durch die Frage, welche

Spuren in Architektur und Stadtplanung der Gegenwart Hoffnung machen, dass wir für diese Herausforderungen gute Lösungen finden. Ich habe am Anfang als normative Grundlage offengelegt, dass ich an die offene Gesellschaft glaube. Und ich würde jetzt Sie bitten, Offenheit zu praktizieren. Sie haben vorhin mit Ihren Nachbarn so lange die Plätze getauscht, bis Sie zwischen Fremden saßen. Ich gehe davon aus, dass Sie neben Menschen sitzen, die Sie nicht kennen. Stellen Sie sich Ihren neuen, fremden Nachbarn kurz vor und versuchen Sie, diesen Menschen etwas Nettes zu sagen. Dafür nehmen wir uns zwei, drei Minuten.

*Alle fangen an, miteinander zu sprechen, der Geräuschpegel schwillt an. Nur mit Hilfe des Bürgermeisters, der heftige, zu Stille auffordernde Armbewegungen macht, kommt das Publikum wieder zur Ruhe.*

Ich würde Sie noch um eine Minute Aufmerksamkeit für mein Schlusswort bitten. Ich möchte kurz mit Ihnen reflektieren, über welche Form von Ästhetik wir heute gesprochen haben. Ich habe Ihnen Bilder von Architekturprojekten gezeigt. Das ist eine Form von Ästhetik. Aber wir haben auch eine performative Übung, ein gemeinsames Experiment gemacht. Wir haben am Anfang eine gemeinsame Entscheidung getroffen, in welcher Form ich meinen Vortrag präsentieren soll. Wir haben eine Selbstverortung vorgenommen, wer hier Heidelberger ist und wer nicht. Sie haben Fremdheit zugelassen, indem Sie Ihre Plätze getauscht haben. Und Sie haben im kurzen Gespräch mit diesen fremden Nachbarn Offenheit praktiziert.

Ich glaube, dass das die Ästhetik der zukünftigen Stadt ist, an der wir arbeiten müssen. Wir müssen in der Stadt Räume und Situationen schaffen, in denen das passiert, was wir in den letzten 45 Minuten erprobt haben: Wir definieren einen Ausgangspunkt, treffen gemeinsame Entscheidungen, gestehen uns gegenseitig Andersartigkeit zu und kommen darüber ins Gespräch. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.



# Die Ästhetik der Stadt von morgen – Eine Antwort auf Friedrich von Borries

*Michael Braum*

Von Borries' Ausführungen münden in der Forderung, eine Theorie der Ästhetik der Stadt zu entfalten. Im Kern sind es die sinnlichen Erfahrungen, die genutzt werden müssen, um als Gesellschaft über mögliche Entwicklungspfade zu entscheiden. Dazu, so von Borries, sind urbane Experimente wichtig.

Es ist mir ein Leichtes, hier anzuknüpfen, ist es doch einer Internationalen Bauausstellung (IBA) in das Pflichtenheft geschrieben, urbane Experimente zu erproben. Mut und Risiko sind zwei der wesentlichen Voraussetzungen, derer es bedarf, eine IBA „auf den Weg zu bringen“. Aufgabe dieser ist es, Fragen des gesellschaftlichen Wandels auf ihre städtebaulichen und architektonischen Implikationen zu fokussieren.

An den Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels und dessen städtebaulichen Folgen möchte ich ansetzen.

So wie die drei Phasen der Industrialisierung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert unsere Städte veränderten, so wird die vierte industrielle Revolution unsere Städte und damit unsere Lebenswelten verändern, vermutlich weitreichender, als wir es uns gegenwärtig vorstellen können.

Die erste industrielle Revolution verwandelte Agrar- in Industriestaaten, die gründerzeitliche Stadt war deren städtebaulicher Ausdruck. Die zweite schuf im Zuge der Massenproduktion die moderne Konsumgesellschaft. Hochhäuser und der motorisierte Straßenverkehr bildeten die dazu passende architektonische Kulisse.

Die dritte industrielle Revolution, die mikroelektronische der 1970er und 1980er Jahre, vollzog sich vergleichsweise unbemerkt. Sie forcierte zwar die Globalisierung, indem sie beispielsweise große Teile

Südamerikas zu Tierfutterproduzenten und Südostasien zu verlängerten Werkbänken der Textilindustrie machte, ihr Einfluss auf das Bild der europäischen Stadt kann jedoch vernachlässigt werden.

Alle diese Revolutionen brachten der Menschheit unbestritten segenreiche Neuerungen, führten aber auch zu Kollateralschäden, erinnern wir uns an die Wohnbedingungen in den wachsenden Großstädten Europas zu Beginn des 20. Jahrhunderts oder den verkehrsgerechten Ausbau unserer Städte. Die Reparatur der Kollateralschäden beschäftigt uns noch heute. So brauchte es hundert Jahre, bis der Proletarier des 19. Jahrhunderts zum abgesicherten Arbeiter mit einem gewissen Wohlstand wurde.

Die erste und die zweite industrielle Revolution führte zu einer Veränderung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Den gesellschaftlichen Folgen der ersten industriellen Revolution haben wir die Herausbildung einer bürgerlichen Demokratie zu verdanken, den Folgen der zweiten industriellen Revolution die Grundlagen für den Ausbau eines Sozialstaates. Eine vergleichbar einschneidende gesellschaftliche Veränderung wird mit der vierten industriellen Revolution einhergehen. Die Digitalisierung hat einen Lebens- und Wertewandel zur Folge, wie wir ihn seit der ersten industriellen Revolution nicht erlebt haben; in Folge der vierten werden nahezu alle Lebensbereiche des Menschen verändert.

Vor diesem Hintergrund gilt es, den Anspruch ernst zu nehmen, digitale Technologien nicht nur aus dem Blickwinkel der Effizienz wirtschaftlichen Handelns zu sehen, sondern diese für die Potentiale eines sich notwendigerweise verändernden Gesellschaftsmodells zu nutzen. Es reicht nicht, sich damit zufriedenzugeben, dass die Gebäude im Zuge der Digitalisierung energieeffizienter werden, dass sich durch die Digitalisierung die Mobilität nachhaltiger gestalten lässt, dass sich eine intelligente Beleuchtung an veränderte Anforderungen anpasst, dass Autos autonom fahren können oder dass sich Bauprozesse im Rahmen des *building information modeling* im architektonischen wie im städtebaulichen Maßstab optimieren lassen.

Wir müssen dafür sorgen, dass zumindest in Europa in den Städten auch zukünftig die Kultur dem Leben und die Technik dem Überleben dient. Diese Besonderheit zeichnet die „europäische Stadt“ seit jeher aus. Wir müssen einem *silicon valley urbanism*, in dem die Technik das Leben bestimmt und sich die Frage der Stadtkultur nicht stellt, eine europäische Antwort geben.



Lassen Sie mich anhand dreier Forderungen konkret werden:

1

*Die Stadt von morgen muss gemischt genutzt und bezahlbar sein. Stadtquartiere sind sozial vielfältig und integrativ.*

Realitätsfremd ist die Annahme, dass es so weitergehen wird wie bisher. Bereits heute sind Wohnungen mit vielen scheinbar zweckentfremdeten Tätigkeiten aufgeladen, mit Büros, einer virtuellen Firma, einer Weltbibliothek und vielem anderen. Das klassische Familienschema, in dem die Eltern unter einem Apfelbaum sitzend nochmals den neuesten Paulo Coelho lesen, gibt es immer weniger. Dies wird sich im Zuge der Digitalisierung verschärfen. Wir brauchen Wohnungen und Arbeitsorte, die den digitalisierungsbedingten Veränderungen genügen.

2

*Die anstehenden Veränderungen der Städte verlangen nach Stadtexperimenten.*

Im Rahmen dieser Experimente verändert sich die Rolle der öffentlichen Hand, weg von der „Gouvernante“ hin zur begleitenden „Ermöglicherin“. Dies schließt die von von Borries formulierte Forderung ein, eine Theorie der Ästhetik der Stadt zu entfalten, in deren Kern sinnliche Erfahrungen genutzt werden, um die Stadt zu entwickeln. Hier geht es darum, neue „Verhandlungsformate“ in der Stadtentwicklung zu erforschen, die den gesellschaftlichen Veränderungen Rechnung tragen, um das gegenwärtig linear und vergleichbar starr ausgerichtete Planungsinstrumentarium durch Formate zu ergänzen, die weniger quantitativ- als qualitätsorientiert sind.

3

*Wie die Stadt von morgen aussehen wird, ist mit allen die Stadt bildenden Akteure zu diskutieren. Sie ist vielfältig.*

Dabei müssen die Verhandlungen über das Bild der Stadt vor allem kulturellen, d. h. auch baukulturellen Ansprüchen genügen. Die Stadtquartiere müssen wieder vielfältiger und ihre Gebäude unterschiedlicher werden, d. h. auch ein Stück heterogener als wir es von den aktuellen Stadterweiterungen kennen. Austauschbare Kuben müssen der Vergangenheit angehören.

# Die Zukunft städtischer Vergangenheit: Bedeutung und Schutz urbanen Kulturerbes in Asien

*Frauke Kraas und Tine Trumpp*

Urbanes Kulturerbe<sup>1</sup>, Denkmalschutz, Bewusstsein für das Bedrohtsein tradierter Baulichkeit und die Vergänglichkeit städtischer Lebenswelten gewinnen im Zuge der rapiden Urbanisierungs- und Modernisierungsprozesse in den Städten Asiens immer mehr an Beachtung und Bedeutung. Der Umgang mit städtischer Vergangenheit wird gewissermaßen zum Lackmustest dafür, wie Regierungen, Verwaltungen, Akteure des Privatsektors und Zivilgesellschaften die Gestaltung städtischer Zukunft teils mit-, teils gegeneinander aushandeln. In der gebauten Stadt und deutlicher noch im Umgang mit dem Kulturerbe zeigen sich die unterschiedlichen Interessen, Prioritäten, Deutungsmuster und Machtverhältnisse von in Städten wirksam werdenden Akteuren. Nicht nur gilt: „Im Raume lesen wir die Zeit“ (Schlögel 2003), sondern auch: „Im Raum wird die Zeit verhandelt.“

Vor diesem Hintergrund stellen sich die Fragen: Welche Zukunft hat städtische Vergangenheit in Asien? Konkreter: Welche Bedeutung und welcher Schutz kommt urbanem Kulturerbe in Asien zu und wie können diese Entwicklungen bewertet werden? Nachfolgend sollen für den Großraum Asien aktuelle Urbanisierungsdynamiken, Diskurse um den Erhalt urbanen Kulturerbes in modernisierungsdominierter Stadtentwicklung sowie unterschiedliche Perspektiven auf die Bedeutung städtischer Vergangenheit analysiert werden, um darauf aufbauend die

<sup>1</sup> In den Aufsatz flossen Ergebnisse von zwei Forschungsprojekten ein, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurden (KR 1764/21-1: „Städtisches Kulturerbe und Cultural Governance in der südasiatischen Megastadt Delhi/Indien“ und KR 1764/23-1: „Urbanes Kulturerbe von Yangon/Myanmar. Aushandlungsprozesse im Transformationsprozess“).

Verschiebung von Wahrnehmung und Konzepten zum Schutz urbanen Kulturerbes sowie urbane Zukunftsvisionen zu beurteilen. Der vergleichende Überblick erhebt keinen Anspruch auf Allgemeingültig- oder Vollständigkeit, sondern will einen Überblick über aktuell diskutierte Facetten und Perspektiven der wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussion um die Zukunft städtischer Vergangenheit in Asien, teils an Beispielen illustriert, versuchen.

## 1. Globalisierung – und der Abriss urbaner Lebenswelten

Zwei sich wechselseitig verstärkende, tiefgreifende Umbrüche lösten während der letzten drei bis vier Jahrzehnte in den Städten Asiens enorme Veränderungen aus: Zum einen förderten zunehmende *Globalisierungsprozesse* in allen Teilen Asiens, speziell in den großen Städten als Knotenpunkte globaler Wirtschaft, massive Urbanisierungsschübe. Diese wurden zum zweiten durch epochale *Transformationsprozesse* verstärkt, die einige, darunter die größten Länder Asiens von Zentralverwaltungs- zu marktorientierten Wirtschaften umzuformen begannen. Die räumlich-baulichen und sozioökonomischen Folgen sind am deutlichsten zu sehen im teils massiven Umbau der Innenstädte und in der enormen Expansion der Städte in die Regionen des angrenzenden, vormaligen *urban fringe* (Kraas 2007). In den Innenstädten wurden und werden – unmittelbar sichtbar – teils ganze Stadtviertel, oft aus der Kolonialzeit, abgerissen und durch neue, moderne Büro- und Wohnhochhäuser ersetzt. Oder es werden bedeutende historische Gebäude und Ensembles renoviert, aber funktional umgewidmet, womit nicht nur ein erheblicher Verlust vormaliger Bausubstanz und historischen Kulturerbes verbunden ist, sondern zentrale Bereiche identitätsstiftenden urbanen Sozial- und Lebensraums endgültig ausgelöscht werden.

Die dadurch immer globalisierter und gleichartiger werdenden Städte erhalten dabei innerstädtische Zentren mit großflächigen Infrastrukturen, international austauschbaren Architekturstilen und globalisierten Stadtelementen (von Shopping Malls über Freizeitparks bis zu Gated Communities) – bei gleichzeitig erheblicher Verdrängung der angestammten Wohnbevölkerung, zumeist der unteren, teils mittleren Einkommenschichten. Drei aktuelle Beispiele sollen die skizzierten Prozesse belegen und veranschaulichen. Sie stehen stellvertretend für unzählige weitere, im Prinzip vergleichbare Prozesse tiefgreifenden Umbruchs infolge massiver Urbanisierungsdynamiken in Asien.

In *Kuala Lumpur/Malaysia* wurde 2015 mit dem Projekt „Legasi“ ein Investitionsvorhaben vorgestellt, das eine der letzten traditionellen, noch aus der Kolonialzeit um 1900 stammenden Siedlungen für ethnische Malaien in der Innenstadt abreißen und durch eine rund 50 Stockwerke hohe Großwohnsiedlung ersetzen sollte. Es ist vorgesehen, die aktuell von etwa 18.000 Einwohnern bewohnte Fläche des innerstädtischen Quartiers Kampung Baru bis 2025 mit bis zu avisierten 77.000 Einwohnern zu verdichten. Möglich wurde das Bauprojekt dadurch, dass viele Grundstücke und Wohngebäude des Quartiers innerhalb einer Generation durch Eigentümerwechsel und Vererbung in die Hand neuer Eigentümer bzw. Eigentümergemeinschaften gelangten, von denen die meisten nicht mehr im Kampung leben. Die früheren Nachbarschaften und der zuvor enge soziale Zusammenhalt veränderten sich dadurch, so dass es Bauunternehmen nach und nach gelang, einzelne Grundstücke aufzukaufen. So geriet das Quartier als „städtebauliches Filetstück“ infolge der rasant gestiegenen Grundstückspreise in unmittelbarer Nachbarschaft zum seit Mitte der 1980er Jahre massiv umgestalteten Central Business District von Kuala Lumpur ins Visier kapitalträchtiger Investoren aus dem In- und Ausland, die sich von einer intensivierten baulichen Umnutzung eine hohe Rendite versprechen. Zwar sollen gemäß der Projektplanungen zwölf sogenannte Heritage-Häuser erhalten bleiben bzw. aufgewertet werden, doch für viele gegen das Vorhaben seither protestierende Einwohner bedeutet das Investitionsgroßprojekt das Ende des Quartiers, ihrer Lebenswelt, ihrer Heimat (Abb. 1).

In *Bangkok/Thailand* wurde 2018, ironischerweise zur Feier des 236. Geburtstags der Metropole, nach kurzer Vorankündigung für die Bewohner eines der letzten seit Gründung der Stadt 1782 noch bestehenden Wohnquartiere, Fort Mahakan, abgerissen. In den ursprünglich 14 Forts des historischen, fortifizierten Bangkok (Krung Thep Maha Nakhon ...) residierten traditionell die Bediensteten der Könige. Bis zum Abriss von Fort Mahakan lebten hier noch gut 300 Einwohner, deren Vorfahren nachweislich unter König Rama III. dort angesiedelt worden waren. Auch befanden sich hier noch ein altes Theaterhaus, Häuser traditioneller Goldschmelzer und Wasserhändler sowie Baustrukturen aus den Gründungsjahren. In den 1990er Jahren konnten für



**Abb. 1:** Das innenstadtnahe Wohnquartier Kampung Baru, Kuala Lumpur/Malaysia (Aufnahme: Frauke Kraas, 04.03.2008).

Mahakan im Zuge von Modernisierungsambitionen, dagegen angehenden Bewohnerprotesten und verschiedenen Allianzen von Unterstützern (allem voran Akademiker und Institutionen wie der Association of Siamese Architects) Maßnahmenpakete verhandelt werden, die vermittelnde Lösungen zwischen Abriss und Erhalt darstellten. Noch 2016 war ein Teilabriss mit gleichzeitigem Angebot, für die verbleibenden Bewohner ein „Living Heritage Museum“ zu fördern, ausgehandelt worden (Dackweiler 2018). Dies war zunächst gefördert, später jedoch wieder fallengelassen worden. Das traditionelle Quartier wurde 2018 eingeebnet und in einen öffentlichen Park umgewandelt. Dies gelang durch kurzfristig sukzessives Gegeneinanderausspielen von Fraktionen unterschiedlicher Interessen und dem Verweis darauf, dass öffentliche Parkanlagen Vorrang vor individuellen Gemeinschaften hätten – und dies, obwohl sich der Kulturerbeschutz in Thailand und Bangkok seit wenigen Jahren in bemerkenswertem Aufschwung befindet (Tiamsoon 2009, Baker 2013).

In *Guangzhou* wie fast im gesamten *Perflusssdelta* Chinas wurden seit Beginn der landesweit durchgesetzten neuen Urbanisierungspolitik nach Ende der 1980er Jahre in einem beispiellosen Umbauprozess großflächig traditionelle Innenstadtquartiere sowie hunderte *urban villages*



**Abb. 2:** Abriss eines Dorfes zugunsten der expandierenden Hochhaussiedlung in Panyu, Perlflussdelta/China (Aufnahme: Frauke Kraas, 18.03.2007).

bzw. *villages-in-the-city* im Dienste der urbanen Modernisierung Chinas abgerissen und durch vielgeschossige Großwohnsiedlungen, Entwicklungs- und Repräsentationsachsen ersetzt (Al 2014, Kraas et al. 2019). Im Zuge enormer Stadtexpansion werden zudem im vormaligen *urban fringe*, dem an die Stadt angrenzenden ländlichen Raum, bis heute zahllose ländliche Dörfer im Perlflussdelta – vormals eine der ausgedehntesten traditionellen Reisbau-Kulturlandschaften Asiens – innerhalb kurzer Zeit abgerissen, um für großflächige Investitionsvorhaben Platz zu machen. Diese zielen im Kontext der New Urban Policy Chinas und eines neuen interregionalen Wettbewerbs der Städte untereinander (Wu/Xu/Yeh 2007) darauf, die Großregion des Pearl River Delta systematisch urban-industriell umzugestalten (Bork-Hüffer 2019). Staatliche bzw. von den Behörden organisierte Umsiedlungsmaßnahmen in zumeist weiter vom Stadtzentrum entfernte Gebiete und der faktische Zwang, dass die ursprünglichen Bewohner der Dörfer durch Umzugsbereitschaft ihren persönlichen Beitrag zur Modernisierung Chinas leisten, lassen kaum Spielraum für Aushandlungsprozesse für die vormaligen Siedlungsgemeinschaften. Inzwischen führt das in sehr unterschiedliche Sozialgemeinschaften und Lebensformen fragmentierte und polarisierte Stadt-Land-Kontinuum, mit Elementen traditioneller Dorfstrukturen und moderner Wohnenklaven, zu einer „Verinselung“ des Stadtraums (Herrle/Fokdal 2013; Abb. 2).

Die Beispiele illustrieren die Wucht der Urbanisierung in Asien, die tiefgreifenden Transformationsprozesse innerhalb kurzer Zeit – sowie den enormen Druck, dem urbanes Kulturerbe durch unterschiedliche Akteure und Kräfte ausgesetzt ist. In weiten Teilen Asiens bedeutet Urbanisierung dabei zugleich Modernisierung, wie näher zu beleuchten ist.

## 2. Urbanisierungsdynamik – und Modernisierungsrhetorik

In allen Staaten Asiens finden seit Mitte/Ende der 1980er Jahre beschleunigte, wenngleich je nach Staat unterschiedliche, teils zeitversetzte Urbanisierungsprozesse statt. So stieg die *Urbanisierungsquote* in Asien insgesamt von 17,5 % (1950) über 27,1 % (1980) und 37,5 % (2000) auf 48,0 % (2015; UN-DESA 2018). In einzelnen Ländern war der Anstieg noch markanter, darunter Bangladesch (1950: 4,3 % auf 2015: 34,3 %), Bhutan (2,1 % auf 38,7 %) und Laos (7,2 % auf 33,1 %; alle: UN-DESA 2018). In den bevölkerungsreichsten Staaten China und Indien stiegen die Anteile der Gesamtbevölkerung, die in Städten leben, sprunghaft von 11,8 % bzw. 17,0 % (1950) über 19,4 % bzw. 23,1 % (1980) auf 35,9 % bzw. 27,7 % (2000) und 55,5 % bzw. 32,8 % (2015). Ähnlich steil, wenngleich auch hier abhängig von der wirtschaftlichen Entwicklung zeitversetzt, stiegen die Prozentsätze in Malaysia und Vietnam von 20,4 % bzw. 11,6 % (1950) über 42,0 % bzw. 19,2 % (1980) und 62,0 % bzw. 24,4 % (2000) auf 74,2 % bzw. 33,8 % (2015) (alle: UN-DESA 2018). Die höchsten *Wachstumsraten* konzentrieren sich auf Megastädte, wie etwa Tokio mit einem Anstieg von 28,5 Mio. Einwohnern (1980) auf 37,3 Mio. Einwohner (2015), Guangzhou (1,8 auf 11,7 Mio.), Dhaka (3,3 auf 17,6 Mio.), Karachi (5,0 auf 14,3 Mio.), Delhi (5,6 auf 25,8 Mio.), Kolkata (9,1 auf 14,4 Mio.) und Mumbai (9,2 auf 19,3 Mio.; alle: UN-DESA 2018).

Während die tieferen *Ursachen und Motoren* der enormen Urbanisierungsdynamik in den genannten übergeordneten Globalisierungs- und Transformationsprozessen liegen, gründen die unmittelbaren Ursachen von Stadtwachstum und -entwicklung in den komplexen, je Staat unterschiedlichen Zusammenhängen von Landflucht (vor allem Unterbeschäftigung und Landlosigkeit) und Stadtattraktion (nämlich die reale oder erhoffte Chance auf besseres Einkommen und Leben). Steigende Bevölkerungszahlen in den Städten sind bedingt durch teils hohes natürliches Bevölkerungswachstum (in der Regel auf dem Lande),



vor allem aber durch erhebliche Migrations- und Eingemeindungsge-  
winne. Innerhalb weniger Jahrzehnte entstanden zahlreiche Megastädte  
(Abb. 3), oft mit ausgeprägten Kontrasten zwischen traditionellen und  
modernen Gebäuden (Abb. 4). Die Notwendigkeit, angesichts enormer  
ökonomischer Dynamik und hohen Zuwanderungszahlen innerhalb  
kurzer Zeit Wohnraum, Infrastrukturen, Arbeits- bzw. Beschäftigungs-  
möglichkeiten, Gesundheits- und Bildungseinrichtungen für Hundert-  
tausende von Menschen bereitstellen zu müssen, ist die zentrale Her-  
ausforderung der rasanten Stadtentwicklung in Asien. Oft mangelnde,  
teils fehlende städtische Entwicklungs- und Flächennutzungsplanung  
und -kontrolle sowie mangelhafte Regierbarkeit und Steuerungskapazi-  
täten wirken sich auf Administration, Organisation, Planung, Kontrolle  
und Management städtischer Aufgaben aus – mit der Konsequenz, dass  
viele Prozesse urbaner Governance ungeregelt, informell oder illegal  
ablaufen (Kraas et al. 2019, Sterly 2019).

Bei der Suche nach (und der Konstruktion von; Yeoh/Kong 1996)  
Antworten auf die Frage, wie sich die Städte in prospektiver und nor-  
mativer Sicht zukünftig entwickeln können und sollen, werden in vielen  
Ländern Asiens vollmundige *Visionen* in die politische Diskussion ge-  
worfen. Zu ihnen gehören langfristige Großentwürfe wie Masterpläne –  
wie sie etwa für Delhi (DDA o. J.), Mumbai (MMRDA 2016), Singapur  
(URA 2018) oder Tokio (TMG 2014, TMG 2016) von Seiten der zu-  
ständigen Stadtverwaltungen selbst erarbeitet wurden. Oder es handelt  
sich um modernisierungsgetriebene Entwicklungspläne als Ergebnis  
komplexer bi- oder multilateraler Projekte der (oft: inter-)nationalen  
Zusammenarbeit zwischen Regierungen, nationalen Entwicklungshil-  
feorganisationen und dem Privatsektor – wie sie beispielsweise für Ma-  
nila (Metro Manila Dream Plan; JICA/NEDA 2014), Ho Chi Minh City  
(JICA/Hanoi People’s Committee 2007), Seoul (Kim In-hee 2017) oder  
Yangon (JICA/YCDC 2014) erstellt wurden. Die Entwicklung, Kon-  
struktion, Verbreitung und Vermarktung dieser großwüfigen Zielpro-  
jektionen wird auf Basis unterschiedlicher Aspirationen, Vorbilder, In-  
teressen, Akteure und Deutungslogiken vorangetrieben (für Delhi und  
Mumbai etwa: Dupont 2011, Government of Maharashtra 2004, Nissel  
2004 und 2009).

In den meisten Ländern Asiens (wenn auch im Kontext unterschied-  
licher – etwa staatskapitalistischer, marktwirtschaftsorientierter oder  
marktwirtschaftlicher – Wirtschaftssysteme) steht Stadtentwicklung,



**Abb. 3:** Religiöse Gebäude in hochverdichteter Innenstadt von Bangkok/ Thailand (Aufnahme: Frauke Kraas, 14.02.2010).



**Abb. 4:** Städtebauliche Kontraste zwischen der traditionellen Sule-Pagode und einem Hochhaus aus den 1990er Jahren in Yangon/Myanmar (Aufnahme: Frauke Kraas, 12.06.2015).



**Abb. 5:** Dicht bebaute, moderne Hochhauslandschaft in Singapur (Aufnahme: Frauke Kraas, 19.07.2013).

speziell die der führenden Megastädte und Metropolen, somit wesentlich im Zeichen massiver *Modernisierungsrhetoriken*. Je nach nationalem Kontext, politischer Ausrichtung und Stadtgesellschaft werden dadurch aus ursprünglich vorwiegend planerischen Leitbildern schnell „wirmächtige Narrative“, an denen die Stadtentwicklungsprioritäten orientiert werden (Abb. 5). Multinationale Beratungsfirmen, Architekturbüros und Immobilienkonzerne nehmen oft deutlichen Einfluss auf die Entwicklung solcher Visionen, Modellvorstellungen und Masterpläne. Verstärkt wird der Einfluss zunehmend durch unternehmerische Aktivitäten von Staats- und Stadtregierungen im Zuge neoliberal getriebener Stadtentwicklungspolitiken. Internationaler Städtewettbewerb, Stadtmarketing und *place making* bedienen sich dabei oft markanter Rhetoriken – die, je nach Standort unterschiedlich, politische Modernisierungsparolen, Nachhaltigkeitsprinzipien oder technologieorientierte Zukunftsszenarien präsentieren. Diese sind oft in prägnanten Mottos verdichtet – mit avisierten Eigenschaften wie „smart“, „green“, „global“ oder „resilient city“. Für Delhi etwa zielt die „Vision 2021“ auf „to make Delhi a global metropolis and a world-class city, where all the people are engaged in productive work with a decent standard of living and quality of life in a sustainable environment“ (DDA o. J., o. S.).

Deutlich in Richtung auf ein Primat wirtschaftsdominierter Stadtentwicklung äußert sich der Masterplan für Jakarta/Jabodetabek:

The objective of establishing a Metropolitan Priority Area (MPA) is to transform its area to be more attractive and suitable for direct investment and industrial development through acceleration of infrastructure development and creating a top-level investment climate in the ASEAN region. (CMEA/JICA 2012, 1-1)

Vor dem Hintergrund dieser massiven, stark ökonomisch getriebenen urbanen Transformationsprozesse stellt sich die eingangs gestellte Frage umso eindringlicher: Welche Zukunft hat städtische Vergangenheit? Und: Welche Perspektiven und Diskurse bestehen?

### 3. Perspektiven auf städtisches Kulturerbe – und zunehmende Diversität der Akteure

Auch wenn die Beschäftigung mit dem Schutz und Erhalt von *Kulturerbe* bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht (Graham et al. 2000, Harvey 2001), legte die *UNESCO* erst 1972 im Rahmen des „Übereinkommens zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt“ eine formale *Definition* vor. Diese zielte zunächst auf die *materielle* Komponente. Kulturerbe wurde definiert als „Denkmäler [...], Ensembles [...] und Stätten [...], die aus geschichtlichen, ästhetischen, ethnologischen oder anthropologischen Gründen von außergewöhnlichem universellen Wert sind“ (UNESCO 1972, o. S.). Diese Definition wurde seither erweitert und 2003 durch eine Konvention zum Schutz des *nichtmateriellen* Kulturerbes (*intangible heritage*) ergänzt, der zufolge auch „Bräuche, Darstellungen, Ausdrucksformen, Wissen und Fertigkeiten – sowie die dazu gehörigen Instrumente, Objekte, Artefakte und kulturellen Räume – [...], die Gemeinschaften, Gruppen und gegebenenfalls Einzelpersonen als Bestandteil ihres Kulturerbes ansehen“, eingeschlossen werden (UNESCO 2003, o. S.). Damit zählen über die gebaute, greifbare bauliche Form hinaus auch die mit dieser Form inhärent verbundenen kulturellen Bedeutungen und ihre Eigenschaft als Identitäts- und Traditionsträger hinzu (Abb. 6; Logan 2002, Wai-Yin/Shu-Yun 2004, Ismail 2006). Auch nichtmaterielle Formen von Kultur und Tradition (Handwerkskunst, Feste, soziale Verhaltensweisen) werden zunehmend einbezogen (Ahmad 2006, Vecco 2010).



**Abb. 6:** Nichtmaterielles, lebendiges Kulturerbe eines der ältesten Märkte von Südostasien, Thein Gyi Zay in Yangon/Myanmar (Aufnahme: Frauke Kraas, 08.03.2014).

In der *wissenschaftlichen Diskussion* werden weitergehend die Frage dynamischer Zeitgebundenheit und Reinterpretation diskutiert und die Verbindungen zwischen Macht- und Finanzmitteln thematisiert: Harvey (2001) etwa sieht in der Definition von Kulturerbe weiterführend einen Prozess, der dem Begriff gemäß den Ansprüchen und Erfahrungen einer jeweiligen Epoche eine spezifische prozessual veränderliche Bedeutung gibt. Graham et al. (2000) unterstreichen die Verbindung von Kulturerbe, ökonomischer Entwicklung und Macht.

Im Kontext der *Globalisierung* werden Begriff und Konzeption von „Kulturerbe“ neu bewertet: Das Verständnis von Kulturerbe variiert je nach dem Kontext der Betrachtung und nach unterschiedlichen Akteuren, ihren Motiven, Interessen und Prioritäten. Unabhängig von unterschiedlichen Skalenebenen (von globaler UNESCO-Politik (Schmitt 2011) bis zu lokalen Initiativen (Chang 2000)), auf denen Kulturerbe als bedeutsam eingestuft wird, richten sich jüngere wissenschaftliche Diskurse auf die Frage, was eigentlich geschützt werden soll, welche Eigenschaften ein Objekt oder einen Ort schützenswert machen, wer über welche Schutzmaßnahmen entscheidet, welche Form von Cultural

Governance gewählt und wessen Kultur einbezogen werden soll (Nasser 2003, Tweed/Sutherland 2007, Chan 2011, Kong 2011).

Mit zunehmender Zahl und Vielfalt unterschiedlicher *Akteure* und ihren unterschiedlichen Motiven und Interessen steigt die Vielfalt städtischer Gestaltungsoptionen und -ansprüche, wobei es auffällig (wenn auch nicht überraschend) ist, dass sich im Zuge zunehmender Globalisierungsprozesse Akteure mit den größten Macht- und Finanzmitteln bzw. der größten Deutungshoheit und Durchsetzungskraft mit ihren Interessen und Prioritäten behaupten.

Diskurse richten sich auch auf *Konflikte* um kulturelle Objekte und Orte (z. B. Stätten der Unabhängigkeitsbewegung, umstrittene Kolonialbauten oder Orte von Fremdherrschaft). Altstädte präkolonialer oder kolonialzeitlicher Entstehung werden – je nach Opportunität – von unterschiedlichen Akteuren in politischen Diskursen teils als schützenswert deklariert, teils als *contested heritage* – d. h. als umstrittenes Kulturerbe – stigmatisiert oder ignoriert. Je nach Konzept und Kontext werden dabei Zuschreibungen wie „alt“ oder „überholt“ positiv bewertet oder pejorativ instrumentalisiert. Teils werden fadenscheinige Begründungen von Akteuren angeführt, um eigene Vorteile im Zugang zu Land und Gebäuden zu erlangen.

#### 4. Urbaner Kulturerbeschutz – zwischen Repräsentation, Ignoranz, Instrumentalisierung und Inwertsetzung

In Asien wird der *Schutz* urbanen Kulturerbes in *traditionellem Verständnis* bisher zumeist als eine vor allem architektonische Konservierung materiellen, sichtbaren Erbes angesehen, mit Fokus auf religiösen, offiziellen und repräsentativen Gebäuden von historischer und nationaler Bedeutung, die in der Regel älter sind als 100 Jahre (Hlaing Maw Oo 2006; Abb. 7). Hierzu zählen vorkoloniale religiöse und kulturelle Stätten (z. B. Tempelanlagen, Klöster, Kirchen, Paläste oder Grabmäler) ebenso wie viele kolonialzeitliche *Repräsentationsbauten*, Denkmäler oder Versammlungsplätze (etwa Regierungs- oder Bildungsgebäude, Parks und Gartenanlagen). Der Schutz dieser Gebäude und Orte wird bisher zumeist als Aufgabe von Regierung und Administration verstanden und vollzieht sich oft ohne Mitsprache von Bewohnern und Zivilgesellschaft.



**Abb. 7:** Sorgfältig renoviertes kolonialzeitliches Government Press Building in Yangon/Myanmar (Aufnahme: Frauke Kraas, 24.03.2014).

Der Schutz von Kulturerbe spielte, teils bis in die jüngste Vergangenheit – anders als in Europa –, zumeist eine bestenfalls *nachgeordnete*, manchmal aber auch gar keine *Rolle*. Viele Stätten und Schätze urbanen Kulturerbes in Asien befinden sich in schlechtem Erhaltungszustand, einige verfallen. So befinden sich in vielen Städten zwar die kolonialzeitlichen Repräsentationsgebäude in einem noch akzeptablen Erhaltungszustand, vor allem dann, wenn sie weiterhin als offizielle Gebäude genutzt werden, aber zahllose Wohngebäude werden vernachlässigt (Abb. 8) – wobei rechtliche Auflagen und finanzielle Möglichkeiten einer Sanierung mitentscheidend sind. Nur in wenigen Städte existieren *Inventarisierungen* und systematische Dokumentationen von urbanem Kulturerbe (etwa die Heritage Inventories von Kyoto, Kolkata oder Yogyakarta oder die Yangon Urban Heritage Map, Kraas/Hlaing Maw Oo/Spohner 2014).



**Abb. 8:** Verfallendes kolonialzeitliches Kulturerbe in der Innenstadt von Dhaka/Bangladesch (Aufnahme: Frauke Kraas, 19.07.2009).

Jenseits von Stadtmodernisierung und Neubauprojekten sind viele Gebäude und Orte *bedroht* wegen eines Mangels an Sensibilität, Wissen, Priorisierung, Finanzen, Expertise oder politischem Willen, das existierende Kulturerbe zu bewahren. Auch tragen weitverbreitete *Ignoranz*, Unwissenheit und geringe Wertschätzung einer zunehmend globalisierungsorientierten Zivilgesellschaft gegenüber ihren historischen Werten und Wurzeln massiv zu Zerfall und Zerstörung bei. Dies trifft zuerst und am schnellsten die „unsichtbaren“ Elemente urbanen Kulturerbes als Teil des nichtmateriellen Erbes.

In jüngerer Zeit jedoch wird Kulturerbeschutz in Asien über den „dokumentarischen Selbstzweck“ – d. h. Schutz um des Schutzes willen und als authentisches Zeugnis vergangener Epochen – hinaus teilweise als *Wert (asset)* sowie als Antrieb und Instrument für weitergehende politische und wirtschaftliche Ziele angesehen. Diese können etwa eine politisch erwünschte Förderung von Identität, die Revitalisierung historischer Stadtgebiete oder die Schaffung von Arbeitsplätzen einschließen (Greff 2004, Rypmeka 2005, Kong 2007, Trumpp/Kraas 2015).

Von einer Rückbesinnung auf urbanes Kulturerbe versprechen sich einige Regierungen positive Effekte *identitätsstiftender*, teils *nationen-*



*bildender* Wirkung für ihre Gesellschaften. So wurde urbanes Kulturerbe seit Mitte der 1980er Jahre, zunächst in Singapur und Penang/Malaysia, aus politischen Gründen gezielt zum Thema gemacht (Tjoa-Bonatz 1999, Dobbs 2002, Shaw 2009, Steinberg 2008). Über die Inventarisierung und Katalogisierung von Monumenten hinaus wurde und wird Kulturerbe hier zum politischen Instrument von *nation building* in multiethnischen und -religiösen Staaten eingesetzt sowie gleichzeitig zum (inter-)national sichtbaren Alleinstellungsmerkmal aufgewertet (Yuen 2005, Shaw/Ismail 2006, Widodo 2009). Dabei verbindet man Modernisierung und Kulturerbeschutz teils miteinander. Anfang der 1990er Jahre bereits wollte etwa Singapur zum Paradeexempel neuer Stadtmodelle in Asien avancieren:

A world-class city, spiced liberally with cultural and creative centres, a downtown which is not only the centre of an international investment hub but also creates a whole new showcase of hotels, offices, shops and nightlife which wraps itself around the waters of Marina Bay. It will be a city which retains its Asian identity by conserving its heritage. (URA 1991, S. 6)

*Instrumentalisiert* wird Kulturerbe zunehmend auch in ökonomischer Hinsicht. Entgegen früheren Vorstellungen steht der Schutz von Kulturerbe einer wirtschaftlichen Entwicklung nicht mehr vor allem entgegen, sondern beide Ziele sieht man – etwa in Bezug auf eine touristische *Inwertsetzung* – zunehmend als kompatibel an (Henderson 2000, Vu 2006). Imagerträchtige Attraktivitätssteigerung der Städte zur Anlockung ausländischer Investoren und Touristen sowie das Ziel verbesserter Chancen eines Stadtmarketings, das historisch-bauliche Alleinstellungsmerkmale in den Vordergrund stellt, spielen im globalen Wettbewerb der Metropolen Asiens eine zunehmend wichtige Rolle (erstmalig thematisiert in Kong/Yeoh 1994). Dabei besteht die Gefahr einer allein auf Baulichkeit und Erhalt der architektonischen Zeugnisse zielenden, sozial unsensiblen „Modernisierung“, die zur Verdrängung einkommensschwächerer Bewohnergruppen aus Innenstädten oder Altindustriegeländen (Abb. 9) und Teilen des informellen Sektors führen kann – oder aber zur sterilen „Musealisierung“ (Abb. 10), die an die Stelle eines organischen, vielschichtigen und vitalen Altstadtlebens tritt (Chang 2000, Fernandez 2007, McFarlane 2008).



**Abb. 9:** Neue Hochhausbauten indischer und ausländischer Investoren verdrängen die traditionelle Wohnbevölkerung in den ehemaligen Industriequartieren von Mumbai/Indien (Aufnahme: Frauke Kraas, 18.04.2010).



**Abb. 10:** Renovierte und touristisch aufgewertete kolonialzeitliche Shophouses vor Dienstleistungshochhäusern in Singapur (Aufnahme: Frauke Kraas, 20.07.2013).

Eine teilweise erhebliche Bedeutung für die zunehmende Sensibilisierung für und den Schutz von Kulturerbe haben global oder national operierende internationale *Organisationen* (speziell: UNESCO, INTACH, World Monument Fund). Auf lokaler Ebene treten zahlreiche wissenschaftliche bzw. kulturelle Gesellschaften (etwa: Asiatic Society of Mumbai oder Siam Society, Bangkok) und zivilgesellschaftlich getragene Organisationen dafür ein (etwa: Penang Heritage Trust, Bombay Local History Society, Aga Khan Trust for Culture, Hong Kong Heritage Conservation Foundation, Yangon Heritage Trust). Allerdings wirken sie bisher zumeist nur punktuell und in lokal begrenztem Kontext, so dass die institutionelle Zersplitterung unterschiedlicher Organisationen einer größeren Sichtbarkeit durch Kooperation und Koordination entgegensteht. Oft sind es einzelne, tragende und treibende Persönlichkeiten oder Mäzene, die sich in Einzelprojekten engagieren oder an bestimmte Klientelen – etwa: religiöse Gemeinschaften oder Alumni von Schulen und Universitäten – richten.

Wichtigen Einfluss auf die internationale Bekanntheit einer Kulturerbestätte nehmen die Nominierung und Auszeichnung zum UNESCO-Weltkulturerbe (Schmitt 2011). Mit der Etablierung eines Schutz- und Nutzungskonzeptes, zudem dem Auftreten nationaler und internationaler Akteure, wird ein Ort dadurch quasi in ein „System“ internationaler Verstandortung, Vernetzung und Vermarktung auf der globalen touristischen Landkarte einbezogen. Bodhgaya (Bihar/Indien) etwa, der „Ort der Erleuchtung“ von Siddhartha Gautama 534 v. Chr., wuchs seit der Ernennung zum UNESCO-Weltkulturerbe 2002 zu einer globalen Attraktion, die jährlich von Hunderttausenden buddhistischen Pilgern und Touristen, vor allem aus Asien, besucht wird. Die Nominierung nutzte der indische Staat als Legitimation für intervenierendes und regulierendes Eingreifen „von oben“, nämlich für die Forderung, einen Masterplan aufzustellen, der den Zugang zu und die Nutzung von Land und Gebäuden kontrollieren sollte (Geary 2017, S. 181). Zugleich wurde der Ort zu einer Stätte von nationaler Bedeutung (mit kleiner buddhistischer Minderheit, mehrheitlich hinduistischer Bevölkerung und wachsendem islamischen Bevölkerungsanteil) – und plötzlich zur Zielscheibe religiös motivierter Anschläge (Geary 2017). Instrumentalisierung, Inwertsetzung, zugleich *Aufskalierung* und „politische Aufladung“ von Bedeutung können ineinandergreifen.

Weitergehend werden unterschiedliche Perspektiven auf Kulturerbeschutz diskutiert. Bisher zumeist im „Westen“ definierte Sichtweisen

werden dabei auch „*außereuropäisch*“ *kontextualisiert* und regionalisiert. Jüngere Diskussionen fragen etwa, inwieweit Kulturerbeschutz in „nichtwestlichen“ Kulturen eigene Perspektiven und Paradigmen braucht: So stehen etwa einer „westlichen“ Sichtweise, als Kulturerbe historische Zeugnisse aus überwundenen Entwicklungsstufen zu bewahren, andere Perspektiven gegenüber, denen zufolge nicht Linearität, sondern Zyklizität von Entwicklung als kulturell-religiös fundierte Grundwahrheit als relevant angesehen ist. So wird etwa Pagoden und Klöstern ein „Lebenszyklus“ des Entstehens und Vergehens zugeschrieben, entsprechend Verfall und Vergänglichkeit als innewohnend akzeptiert. Solche Einschätzungen führen zur Forderung nach eigenen Definitionen von Kulturerbe. Beispielfhaft stehen hierfür etwa der Ruf nach einer eigenständigen indischen Charta zum Kulturerbeschutz (Mennon 2007) oder Diskussionen um transkulturelle Perspektiven auf Kulturerbe.<sup>2</sup>

## 5. Alte Vergangenheit – neue Zukunft: Wunsch und Wirklichkeit

Besaß urbane Vergangenheit in Asien in früheren Zeiten zumeist eine eher geringe Bedeutung, so beginnt sich dies in der Gegenwart im Kontext internationaler Strömungen zu wandeln – Vergangenes soll Zukunft bekommen. So wird urbanes Kulturerbe in wichtigen globalen Leitdokumenten, vor allem im 2016 während der UN-Habitat-Konferenz in Quito verabschiedeten Resolutionspapier, der „New Urban Agenda“, als eines der zentralen *Handlungsfelder* eines visionsgetragenen urbanen Paradigmenwechsels angesehen. In mehreren der 175 Artikel (Art. 38, 45, 60, 97, 124, 125) wird direkt und indirekt gefordert, urbanem Kulturerbe besondere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen: „leveraging of natural and cultural heritage, tangible and intangible“, „safeguard and promote cultural infrastructures and sites, museums, indigenous cultures“ und „rehabilitating and revitalizing urban areas“.

Seit der inhaltlichen *Neuaustrichtung* der Weltsiedlungsorganisation UN-Habitat 2011 stehen sieben Themenfelder im Zentrum der Forderungen nach besonderer Beachtung in den Welturbanisierungsprozessen: (1) Basisdienstleistungen und Technologie, (2) Wohnungsbau und

<sup>2</sup> <http://www.asia-europe.uni-heidelberg.de/de/aktuelles/berichte/magazin-detail/m/kulturerbe-und-denkmalpflege-transkulturell-1.html>

Aufwertung informeller Siedlungen, (3) urbane Wirtschaft, (4) Landrechte, Rechtsgrundlagen und Governance, (5) Stadtplanung und räumliches bzw. urbanes Design, (6) Risikovermeidung und Wiederaufbau sowie (7) Forschung und Erweiterung der Kapazitäten (UN-Habitat 2013). Im Vorfeld der Habitat-III-Konferenz wurden diese auf zehn Schwerpunkte erweitert, nämlich um Fragen sozialer Kohäsion und Inklusion, des Rechts auf Stadt – und urbanen soziokulturellen Erbes.

Soweit die globalen Forderungen und der mindestens theoretische Wunsch nach verbessertem Kulturerbeschutz – aber wie wurde und wird er bisher verfolgt und welche Alternative ließe sich in der urbanegesellschaftlichen Wirklichkeit umsetzen?

Denn da die *Realitäten* der Stadtentwicklung in Asien derzeit vor allem von Modernisierungsrhetorik beherrscht werden, politische und wirtschaftliche Prioritäten Vorrang vor zivilgesellschaftlichen und ökologischen Bedarfen haben, modellgetriebenes Kopieren von *best practices* in modernisierungstragender Stadtentwicklung dominiert, viele nichtnachhaltige Pfadabhängigkeiten eingeschlagen sind und Informalität von „unten“ und „oben“<sup>3</sup> einer rechtsbasierten Umsetzung von Planungsvorgaben entgegensteht, folgt die Stadtentwicklung zumeist den Logiken von Wachstum, Abriss und Modernisierung. Einer Maxime „erst wachsen, dann – vielleicht – nachhaltiger gestalten“ mangelt es an holistischen, integrativen Konzepten, der konsequenten Umsetzung von langfristig orientierten, auf die Zusammenarbeit verschiedener Entscheidungsträger ausgerichteten Stadtentwicklung und der Beachtung urbaner Differenzierung und Individualität.

Fehlende Anerkennung traditionellen Wissens, soziale Verdrängung und Kommodifizierung erbringt in vielen Städten bestenfalls eine diffuse, teils wurzellose Konzeption rückwärtsgewandter Historisierung mit starker Konzentration auf visuell wahrnehmbare, materielle Zeugnisse – zumeist – kolonialzeitlicher Vergangenheit und pseudohistorischer, fragwürdiger Authentizität und politischer Instrumentalisierung, wie etwa am Beispiel der Sanierung von Chinatown in Singapur deutlich wurde: „Imagepflege war für den Prozess der Nationalstaatsbildung [...] ein hilfreiches Mittel der ideologischen Sinndeutung“ (Tjoa-Bonatz 1999, S. 245) mit der Konsequenz, dass „Chinatown is a

<sup>3</sup> Hierunter werden unterschiedliche Varianten von Informalität verstanden, etwa informelle Aushandlungsprozesse zwischen Bewohnern in informellen Siedlungen („von unten“) oder informelle Arrangements zwischen Stadtverwaltungen und Investoren („von oben“) (Roy 2005, vgl. auch: Sterly 2019).



**Abb. 11:** Zum lebendigen Nachtmarkt in traditioneller Baukulisse aufgewertete Hauptstraße in der Kleinstadt Siniawang bei Kuching/ Malaysia (Aufnahme: Frauke Kraas, 22.06.2018).

big bluff for tourists. It has nothing to do with genuine conservation in the historical sense“ (Lim 1995, zit. in Tjoa-Bonatz 1999, S. 251).

Der Wunsch nach neuen, verbesserten Herangehensweisen zeigt sich in einer Reihe *jüngerer Ansätze*, die die Bedürfnisse von lokalen Bewohnern und ihrer gelebten Alltagskultur in den Mittelpunkt stellen, dabei etwa den Wert „ethnischer“ Architektur (z. B. von Clan-Häusern), gewachsener Traditionen (z. B. urbanes Handwerk, Essenskulturen) oder lokaler Gemeinschaft (z. B. gewachsene Nachbarschaften) stärken. Hier werden Verbindungen zwischen Vergangenen und gelebter Gegenwart gestärkt, die Menschen stärker einbezogen – wodurch das Kulturerbe von einem Kulturgut „für“ Menschen zu einem Kulturgut „mit“ und „von“ den Menschen wird. Deutlich werden solche neuen Ansätze etwa in Initiativen, bei denen Märkte und Nachtmärkte für und durch die lokale Bevölkerung organisiert (und Touristen zusätzlich willkommen geheißen) werden (Abb. 11). Und es gibt Beispiele, bei denen lokale Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft gemeinsam der Förderung der lokalen Kultur und des lokalen Handwerks eine hohe Priorität einräumen – wie etwa in Surakarta/Indonesien sichtbar an der



**Abb. 12:** Urbanes Kulturerbe und Aufwertung durch „Murals“ in Solo/ Indonesien (Aufnahme: Frauke Kraas, 29.10.2010).

Förderung lokaler Handwerkstraditionen, der Aufwertung öffentlicher Räume und Straßen durch Kultur, etwa durch aufwendige „Murals“ (Abb. 12). Und es wird, oft inspiriert durch Netzwerke zwischen Akademikern und lokalen Gemeinschaften, über ein modernisiertes Verständnis von Kulturerbeschutz diskutiert, etwa über Fragen von „reinem“ Kulturerbe und Hybridität, über die kulturelle Vielfalt, das Berücksichtigen jüngerer Epochen und die aktuelle urbane Transformation.

Aber führen derartige lokal initiierte *Zukunftsideen* zu grundlegenden Änderungen im Kulturerbeschutz? Die Erkenntnis, dass Kulturerbe nicht (quasi „automatisch“) einfach „da ist“, sondern „gemacht wird“, dass Stadtraum und -gesellschaft(en) aktiv gestaltbar sind, von vielen und für viele, bringt inzwischen auch in vielen Städten Asiens Akteure aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Zivilgesellschaft zusammen. Neue Netzwerke entstehen über Stadt- und Staatsgrenzen hinweg, Ideen- und Erfahrungsaustausch nehmen ebenso zu wie die Zahl wissenschaftlicher Studien und Medienberichte. Kulturerbeschutz, in unterschiedlichen Konzepten, Formen und Praktiken, beginnt auch in Asien mehr und mehr zu einem großen Thema zu werden. Die gegenwärtigen Diskussionen stimmen zuversichtlich, dass städtische Vergangenheit Zukunft haben kann.

## Literatur<sup>4</sup>

- Ahmad, Y. (2006): The Scope and Definitions of Heritage: From Tangible to Intangible. *International Journal of Heritage Studies* 12 (5): 292–300.
- Al, S. (ed.) (2014): Villages in the City: A Guide to South China's Informal Settlements. Hongkong.
- Baker, C. (ed.) (2013): Protecting Siam's Heritage. Chiang Mai.
- Bork-Hüffer, T. (2019): The Pearl-River Delta: a Poly-Nodal Mega-Urban Region. In: Kraas, F. et al. (eds.): Megacities – Megachallenge. Informal Dynamics of Global Change. Insights from Dhaka, Bangladesh and Pearl River Delta, China. Stuttgart: 52–62.
- Chan, S. (2011): Cultural Governance and Place-Making in Taiwan and China. *China Quarterly* 206: 372–390.
- Chang, T. C. (2000): Singapore's Little India: A Tourist Attraction as a Contested Landscape. *Urban Studies* 37 (2): 343–366.
- CMEA (Coordinating Ministry for Economic Affairs), JICA (Japanese International Cooperation Agency) (2012): Jabodetabek MPA Strategic Plan. Master Plan for Establishing Metropolitan Priority Area for Investment and Industry in Jabodetabek Area in the Republic of Indonesia. Jakarta. [http://open\\_jicareport.jica.go.jp/pdf/12083945\\_01.pdf](http://open_jicareport.jica.go.jp/pdf/12083945_01.pdf)
- Dackweiler, W. (2018): Eine der ältesten Gemeinden im Herzen Alt-Bangkok muss endgültig den Bulldozern weichen. *Thailand-Rundschau* 31 (3): 102–103.
- DDA (Delhi Development Authority) (o. J.): Draft Master Plan for Delhi 2021. Delhi. [https://www.dda.org.in/planning/draft\\_master\\_plans.htm](https://www.dda.org.in/planning/draft_master_plans.htm)
- Dobbs, S. (2002): Urban redevelopment and the forced eviction of lighters from the Singapore River. *Singapore Journal of Tropical Geography* 23 (3): 288–310.
- Dupont, V. (2011): The Dream of Delhi as a Global City. *International Journal of Urban and Regional Research*: 1–22.
- Fernandez, F. (2007): Ten Heritage Walks of Mumbai. New Delhi.
- Geary, D. (2017): The Rebirth of Bodhi Gaya. Buddhism and the Making of a World Heritage Site. Seattle.
- Government of Maharashtra (2004): Transforming Mumbai into a World-Class City. First report of the Chief Minister's Task Force. Mumbai.
- Graham, B. et al. (2000): A Geography of Heritage: Power, Culture, and Economy. Oxford.

<sup>4</sup> Zugriff auf alle Internetquellen in der Zeit vom 22.12.2018 bis 20.02.2019.



- Grefe, X. (2004): Is heritage an asset or a liability? *Journal of Cultural Heritage* 5: 301–309.
- Harvey, D. (2001): Heritage Pasts and Heritage Presents: temporality, meaning and the scope of heritage studies. *International Journal of Heritage Studies* 7 (4): 319–338.
- Henderson, J. (2000): Attracting tourists to Singapore's Chinatown: A case study in conservation and promotion. *Tourism Management* 21 (5): 525–534.
- Herrle, P. und J. Fokdal (2013): Dörfer in der Stadt – Städter auf dem Land. In: Harlander, T., G. Kuhn (Hrsg.): *Soziale Mischung in der Stadt*. Stuttgart: 150–159.
- Hlaing Maw Oo (2006): Heritage Conservation in Transforming Yangon into a Sustainable Megacity. In: Kraas, F., Mi Mi Kyi and H. Gaese (eds.): *Megacity Yangon: Transformation processes and modern developments*. Southeast Asian Modernities. Second German-Myanmar Workshop in Yangon, Myanmar 2005. Münster: 199–215.
- Ismail, R. (2006): Ramadan and Bussorah Street: the spirit of place. *GeoJournal* 66 (3): 243–356.
- JICA (Japanese International Cooperation Agency), Hanoi People's Committee (2007): *The Comprehensive Urban Development Programme in Hanoi Capital City of the Socialist Republic of Vietnam (HAIDEP)*. Hanoi. [http://open\\_jicareport.jica.go.jp/pdf/11856093\\_01.pdf](http://open_jicareport.jica.go.jp/pdf/11856093_01.pdf)
- JICA (Japanese International Cooperation Agency), NEDA (National Economic and Development Authority) (2014): *Roadmap for Transport Infrastructure Development for Metro Manila and its Surrounding Areas*. Final Report. o. O. <http://www.neda.gov.ph/wp-content/uploads/2015/03/FR-SUMMARY.-12149597.pdf>
- JICA (Japanese International Cooperation Agency), YCDC (Yangon City Development Committee) (2014): *A Strategic Urban Development Plan of Greater Yangon*. The Project for the Strategic Urban Development Plan of the Greater Yangon. Yangon. [http://open\\_jicareport.jica.go.jp/pdf/12145975.pdf](http://open_jicareport.jica.go.jp/pdf/12145975.pdf)
- Kim In-hee (2017): *2030 Seoul Plan*. Seoul. <https://seoulsolution.kr/en/content/2030-seoul-plan>
- Kong, L. (2007): Cultural icons and urban development in Asia: Economic imperative, national identity, and global city status. *Political Geography* 26: 383–404.
- Kong, L. (2011): Sustainable cultural spaces in the global city. Cultural clusters in heritage sites. Hongkong und Singapore. In: Bridge, G., S. Watson (eds.): *The New Blackwell Companion to the city*. Malden: 452–462.

- Kong, L. und Yeoh, B. S. A. (1994): Urban Conservation in Singapore: A Survey of State Policies and Popular Attitudes. *Urban Studies* 31 (2), 247–265.
- Kraas, F. (2007): Megacities and Global Change in East, Southeast and South Asia. *Asien* 103: 9–22.
- Kraas, F., Hlaing Maw Oo and Spohner, R. (2014): Yangon Urban Heritage: 189 Listed Heritage Buildings. An annotated thematic map. Köln, 2. Aufl.
- Kraas, F. et al. (eds.): Megacities – Megachallenge. Informal Dynamics of Global Change. Insights from Dhaka, Bangladesh and Pearl River Delta, China. Stuttgart.
- Logan, W. (2002): The disappearing Asian city: protecting Asia's urban heritage in a globalizing world. New York.
- McFarlane, C. (2008): Postcolonial Bombay: decline of a cosmopolitanism city? *Society and Space* 26 (3): 480–499.
- Menon, A. K. (2007): Heritage and Development. In: INTACH (ed.): Heritage and Development – 12th International Conference of National Trusts New Delhi, December 2007. New Delhi.
- MMRDA (Mumbai Metropolitan Region Development Authority) (2016): Metropolitan Regional Plan 2016–2036. Mumbai. <https://mmrda.maharashtra.gov.in/documents/10180/8037279/1.+Draft+MMR+Plan+Report%2C%202016-36+Colour/d107b724-c039-4ea1-840f-58a92bb9daf2>
- Nasser, N. (2003): Planning for Urban Heritage Places: Reconciling Conservation, Tourism, and Sustainable Development. *Journal of Planning Literature* 17 (4): 467–479.
- Nissel, H. (2004): Mumbai. Megacity im Spannungsfeld globaler, nationaler und lokaler Interessen. *Geographische Rundschau* 56 (4): 55–61.
- Nissel, H. (2009): Contesting Urban Space: Megacities and Globalization in India. *Geographische Rundschau International Edition* 5 (1): 40–46.
- Roy, A. (2005): Urban Informality: Toward an Epistemology of Planning. *Journal of the American Planning Association* 71 (2): 147–158.
- Rypkema, D. (2005): Globalization, Urban Heritage and the 21st Century Economy. *Global Urban Development* 1 (1): 1–8.
- Schlögel, K. (2003): Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München.
- Schmitt, T. M. (2011): Cultural governance: zur Kulturgeographie des UNESCO-Welterberegimes. Stuttgart.

- Shaw, B.J. (2009): Diverging Identities in a Dynamic Region. In: Ismail, R., B. Shaw, G.L. Ooi (eds.): *Southeast Asian Culture and Heritage in a Globalising World. Diverging Identities in a Dynamic Region*. Surrey: 1–17.
- Shaw, B. J. and Ismail, R. (2006): Ethnoscapes, entertainment and heritage in the global city: segmented spaces in Singapore’s Joo Cjia Road. *Geo-Journal* 66 (3): 187–198.
- Steinberg, F. (2008): Revitalization of Historic Inner-City Areas in Asia – The Potential for Urban Renewal in Ha Noi, Jakarta und Manila. Manila. <https://www.adb.org/sites/default/files/publication/27553/revitalization-inner-city.pdf>
- Sterly, H. (2019): Informality. In: Kraas, F. et al. (eds.): *Megacities – Mega-challenge. Informal Dynamics of Global Change. Insights from Dhaka, Bangladesh and Pearl River Delta, China*. Stuttgart: 148–157.
- Tiamsoon Siririsak (2009): Conservation of Bangkok old town. *Habitat International* 33: 405–411.
- TMG (Tokyo Metropolitan Government) (2014): *Creating the Future: The Long-Term Vision for Tokyo*. Tokyo. <http://www.metro.tokyo.jp/english/about/vision/index.html>
- TMG (Tokyo Metropolitan Government) (2016): *New Tokyo. New Tomorrow. The Action Plan for 2020*. Tokyo. <http://www.metro.tokyo.jp/english/about/plan/index.html>
- Tjoa-Bonatz, M. L. (1999): Singapur und Penang. Zwei Wege zur Vermarktung einer Geschichte. *Die alte Stadt* 26 (4): 240–258.
- Trumpp, T. and Kraas, F. (2015): Urban Cultural Heritage in Delhi, India: An Asset for the Future or Neglected Resource? *Asien* 134 (1): 9–29.
- Tweed, C. and Sutherland, M. (2007): Built cultural heritage and sustainable urban development. *Landscape and urban planning* 83: 62–69.
- UNESCO (1972): Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt. (<http://www.unesco.de/welterbe-konvention.html>, Zugriff: 20.02.2019).
- UNESCO (2003): Übereinkommen zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes. (<http://www.unesco.de/ike-konvention.html>, Zugriff: 20.02.2019)
- UN-Habitat (United Nations Human Settlements Programme) (2013): *Draft Strategic Plan 2014–2019. HSP/GC/24/5/Add.2*. Nairobi.
- UN-DESA (United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Population Division) (2018): *World Urbanization Prospects: The 2018 Revision, Online Edition*. <https://population.un.org/wup/>
- URA (Urban Redevelopment Authority) (1991): *Living the next lap. Towards a tropical city of excellence*. Singapore.

- URA (Urban Redevelopment Authority) (2018): Master Plan 2014, latest revision 23.11.2018. Singapore.  
<https://www.ura.gov.sg/Corporate/Planning/Master-Plan/>
- Vecco, M. (2010): A definition of cultural heritage: From the tangible to the intangible. *Journal of Cultural Heritage* 11 (3): 321–324.
- Vu Thi Hong Hanh (2006): Canal-side highway in Ho Chi Minh City (HCMC), Vietnam – Issues of urban cultural conservation and tourism development. *GeoJournal* 66 (3): 165–186.
- Wai-Yin, C. and Shu-Yun, M. (2004): Heritage Preservation and Sustainability of China's Development. *Sustainable Development* 12: 25–31.
- Widodo, J. (2009): Morphogenesis and Hybridity of Southeast Asian Coastal Cities. In: Ismail, R., Shaw, B. and Ooi, G. L. (eds.): *Southeast Asian Culture and Heritage in a Globalising World. Diverging Identities in a Dynamic Region*. Surrey: 79–92.
- Wu, F., Xu, J. and Yeh, A. G.-O. (2007): *Urban development in post-reform China: State, market, and space*. London.
- Yeoh, B. and Kong, L. (1996): The Notion of Place in the Construction of History, Nostalgia and Heritage in Singapore. *Singapore Journal of Tropical Geography* 17 (1): 52–65.
- Yuen, B. (2005): Strengthening Urban Heritage in Singapore: Building Economic Competitiveness and Civic Identity. *Global Urban Development* 1 (1): 1–8.

## Weiterführende Literatur zu drei aktuellen Beispielen:

### Kuala Lumpur

- The Straits Times (03.04.2016): Malaysia's capital Kuala Lumpur seeks to free village 'trapped in time' in shadow of Petronas Towers  
<https://www.straitstimes.com/asia/se-asia/malaysias-capital-kuala-lumpur-seeks-to-free-village-trapped-in-time-in-shadow-of>
- The Guardian (09.03.2017): A village amid scyscrapers: how long can Kuala Lumpur's enclave hold out?  
<https://www.theguardian.com/cities/2017/mar/09/village-amid-sky-scrapers-kuala-lumpur-kampung-bharu>
- Free Malaysia Today (13.04.2018): Scyscrapers threaten to swallow KL's last Malay village

## Die Zukunft städtischer Vergangenheit

<https://www.freemalaysiatoday.com/category/nation/2018/04/13/sky-scrapers-threaten-to-swallow-kls-last-malay-village/>

The Malaysian Reserve (12.09.2018): Kampung Baru redevelopment still up in the air after plan worked out 3 years ago <https://themalaysianreserve.com/2018/09/12/kampung-baru-redevelopment-still-up-in-the-air-after-plan-worked-out-3-years-ago/>

Star Property (07.11.2018): Now or never: Kampung Baru  
<http://www.starproperty.my/index.php/articles/special-focus/now-or-never-kampung-baru/>

## Bangkok

New York Times (04.01.2017): Fighting Restoration by Clinging to Remnants of the Past

<https://www.nytimes.com/2017/01/04/world/asia/fort-mahakan-eviction-bangkok-thailand.html>

Demolition continues at historic Bangkok fort community (Dailymail.co.uk, 06.03.2017)

<https://www.dailymail.co.uk/wires/ap/article-4285414/Demolition-continues-historic-Bangkok-fort-community.html>

Bangkok Post (12.02.2018): Something rotten in handling of Mahakan Fort issue

<https://www.bangkokpost.com/opinion/opinion/1410863/something-rotten-in-handling-of-mahakan-fort-issue>

Coconuts Bangkok (25.04.2018): History lost: the end of the centuries-old Mahakan Fort Community

<https://coconuts.co/bangkok/features/history-lost-end-centuries-old-mahakan-community-photos/>

Reuters (04.05.2018): Ancient fort community in Bangkok loses 25-year battle against bulldozers

<https://www.reuters.com/article/us-thailand-landrights-property/ancient-fort-community-in-bangkok-loses-25-year-battle-against-bulldozers-idUSKBN115005>

## Pearl River Delta

The Guardian (23.8.2018): Hundreds of thousands displaced as Shenzhen ‘upgrades’ its urban villages

<https://www.theguardian.com/cities/2018/aug/23/hundreds-of-thousands-displaced-as-shenzhen-upgrades-its-urban-villages>

That's Shenzhen (29.05.2017): The Fall of Guangdong's Urban Villages, Migrants' Last Refuge

<http://www.thatsmags.com/shenzhen/post/19140/the-fall-of-urban-villages-migrants-last-refuge>

# Kulturerbe als urbane Ressource für lokale Partizipation – Ein ethnologischer Blick auf Bangkok, Delhi und Kathmandu

*Christiane Brosius*

Für die „Stadt von morgen“ erscheint es nicht nur sinnvoll, sondern geradezu dringlich, das Verhältnis von Kulturerbe und Globalisierung in den boomenden „Megastädten“ Asiens zu beleuchten. Denn auch dort prägt der Umgang mit historischen Kulturgütern die Fragen nach der Gestaltung von Zukunft in einer „lebenswerten“ Stadt. Kulturerbe – das gebaute wie das immaterielle – wirkt hier besonders fragil, wenn nicht gar bedroht (s. auch Beitrag Kraas und Trumpp, in diesem Band). Insbesondere seit 2000 wachsen Asiens Städte in atemberaubendem Ausmaß und beeindruckender Geschwindigkeit. Stark davon betroffen sind vor allem die Innenstädte, die unter einem besonderen Planungsdruck stehen. So muss öffentlicher Raum häufig Privatisierungsprojekten weichen, es entstehen neue Straßen, Einkaufszentren oder Büroviertel. Oder ganze Nachbarschaften werden zielstrebig transformiert, indem alter Wohnraum „modernisiert“, „verschönert“ und „aufgebessert“ wird.

Insbesondere die Frage, wessen Kulturerbe bewahrt werden soll oder umstritten ist, und wie man überhaupt ‚Besitz‘ definiert, spielt etwa bei innerstädtischem Kulturerbe eine wichtige Rolle. Denn bisweilen werden die Positionen lokaler Bevölkerungsgruppen übersehen, vergessen oder auch bewusst ignoriert oder verzerrt dargestellt – je nach Priorität, Kontext und Deutungshoheit. Nicht immer geht es um Erhalt oder Wiederaufbau: Es kann durchaus sein, dass die Bewohner selbst dazu beitragen, dass alte Baustrukturen und so auch die mit ihnen verbundenen traditionellen Lebensweisen umgewandelt werden. Möglich

ist ferner, dass boomende Städte in den Erhalt bestimmter alter baulicher Strukturen investieren, etwa um für Investoren oder Tourismus regional und international attraktiv zu erscheinen und somit eine auf Kapitalschöpfung ausgelegte Zukunft zu gestalten (Labadi/Logan 2016).

Die Stadtbevölkerungen in Ländern des Globalen Südens nehmen im Vergleich zu Europa oder Nordamerika um ein Vielfaches zu, was auch daran liegt, dass Landflucht kaum noch kontrolliert werden kann, Migration insgesamt zu einem Status quo geworden ist und unterschiedlichste Bevölkerungsgruppen betrifft. Ferner wird gezielte Urbanisierung, etwa in China, gar als Motor für ein stärkeres nationales Wirtschaftswachstum verstanden. Manche Städte in Asien haben an Dichte und Fläche seit dem Ende des 20. Jahrhunderts bisweilen ein Zehnfaches erlangt, ganz zu schweigen von solchen Städten, die quasi „aus dem Boden gestampft wurden“, wie etwa im Kontext von Chinas Urbanisierungspolitik, aber auch in Indien: Während Delhi 1901 eine Bevölkerung von 400.000 Menschen hatte und 2015 knapp 26 Mio. Bewohner zählte, wird für 2030 ein Zuwachs auf 36 Mio. geschätzt. Im Vergleich dazu bringt es Shanghai in derselben Zeit von fast 24 Mio. auf 31 Mio. Menschen, London dagegen wächst von 10 Mio. auf 11,5 Mio. (Burdett/Rode 2018, S. 33).

Wo bleibt, bei all diesen Turbulenzen und Entwicklungen, der Raum für urbanes Kulturerbe? Und wer definiert es, wie, wann und warum? Was zeichnet sich in solchen Städten ab, die alte Stadtkerne ausgeprägt haben, mit bisweilen jahrhundertealter Bausubstanz sowie damit einhergehenden ethnischen, sozialen, religiösen Strukturen? In Beijing etwa verschwanden gut die Hälfte der 7.000 alten Gassen (*hutong*) in weniger als 50 Jahren (seit 1950) und damit auch die alten Innenhofhäuser (*siheyuan*) – und somit gut 24 % der Altstadt. Trotz Versuchen seitens der Stadtregierung seit 2000 gelingt ein umfassender Schutz der Altstadt kaum (Graezer Bideau/Yan 2018, S. 94). China hat zudem eine strategische Zerstörung alter Bausubstanzen und immateriellen Kulturerbes im Rahmen der Kulturrevolution erlebt – das „Alte“ war sozusagen dem revolutionären Fortschritt „ein Dorn im Auge“, ambivalent als „constructive destruction in the mass-demolition and mass-reconstruction period“ benannt (Zhong/Chen 2017, S. 83; Maags/Svensson 2018), die auch in den 1990er Jahren im Namen von Modernisierung und Regeneration noch zur Zwangsumsiedelung von Tausenden von Menschen führte. Seit den 2000ern zeichnet sich nun aber ebenfalls ein staatlich und privat subventionierter „Heritage Boom“ synchron zur Konstruktion völlig neuer Stadtlandschaften ab (Maags/Svensson 2018, S. 13).



Ein derartiges Interesse an urbanem Kulturerbe findet sich in Süd-Asien nicht, weder in Indien noch in Nepal, den beiden Ländern, in deren Hauptstädten meine ethnographische Forschung durchgeführt wurde, noch in Thailand, wo ein drittes Beispiel dieses Beitrages hinführt. Kulturerbediskurse und Stadtplanung sind hier hinsichtlich Konzept und Implementierung grundverschieden. Sie zeigen somit auch auf, wie stark Auffassungen von urbaner Zukunft auseinandergehen können, auf staatlicher sowie lokaler Ebene. Bausubstanz und die in diesen Gebäuden lebenden Menschen werden bei den Debatten meist getrennt, wenig Aufmerksamkeit wird auf die enge Verflechtung von Stadtgestaltung und sozialer Dynamik als (re-)generative Ressource verwandt. Bei Fragen nach dem Ob und Wie des Erhalts von urbanem Kulturerbe ist die geographische Position des umstrittenen oder betroffenen Kulturerbes im Stadtgefüge ausschlaggebend (etwa Zentrum oder Peripherie, relevant für Tourismus). Ebenso wichtig scheint, welche sozialen Gruppen dort leben, was für Lebenswelten sie aufgebaut haben und welchen Beitrag – aus Blick der Stadtplaner oder Bürokraten – sie zur Zukunft der Stadt leisten. Eindimensionale Wirtschafts- und lineare Entwicklungsmodelle, die Stadtentwicklung und Fortschritt oft gleichsetzen, und sozio-kulturelle Dimensionen von *placemaking* wenig Bedeutung zuordnen, sollten vielmehr auch in Asien relativiert werden. Im Kontext rapider Verstädterung können auch weniger messbare Aspekte von Stadtleben wesentlich zur Nachhaltigkeit und Lebensqualität beitragen – eben auch kulturelles Erbe.

Stadtplanung hat immer wieder Konflikte und Kämpfe mit der beharrlichen alten Substanz – und ihren Bewohnern – ausgetragen, gerade, wenn es um Aspekte nationalen Fortschritts und nationaler Identität, sozialer Ordnung und somit um Visionen der Neugestaltung von Gesellschaft ging. Diesen Interessen mächtiger Akteure werden partikuläre Interessen und Deutungsweisen teilweise rücksichtslos untergeordnet. Wie Kraas und Trumpp in diesem Band betonen, geht es im Falle von Asiens Umgang mit urbanem Kulturerbe dabei größtenteils um „Modernisierungsrhetoriken“: „Im Raum wird die Zeit verhandelt“ – und dies gilt somit auch für die städtische Zukunft und Machtverhältnisse der in den Städten wohnenden Menschen. Als ikonisches Beispiel gilt auch heute noch, und selbst für asiatische Beispiele, die Stadtplanung in Paris durch Baron Haussmann, der im 19. Jahrhundert – um die kämpferische Arbeiterschaft in den Arbeitervierteln der Innenstadt zu kontrollieren und neue Formen modernen Lebens in der nun auf Konsumieren ausgerichteten Großstadt zu propagieren – systematisch

angelegte Boulevards in die engen Viertel schlagen ließ. Das Schicksal von urbanem Kulturerbe ist mit solchen Initiativen eng verbunden. Aber auch umgekehrt kann gesagt werden, dass Kulturerbe das „Zünglein an der Waage“ für die Formulierung von Zukunftsvisionen von Städten in Asien zu sein scheint. Oft sind etwa religiöse Neubauten oder Kulturerbeinitiativen die Vorboten für umfassendere urbane Transformationen. Zerstörung oder Erhalt und Restauration können etwa als Zeichen von „Verschönerung“ (*beautification, embellishment*), Modernisierung und infrastrukturellen Verbesserungen für erhöhte Mobilität und effiziente Ressourcenschaffung ausgelegt werden. Von der Zerstörung, ebenso wie vom Erhalt, sind immer auch die dort lebenden Bevölkerungsgruppen betroffen, etwa durch Enteignung und Umsiedlung oder durch Aufwertung von Lebensqualität und Marktwert. In vielen Studien wird dies übersehen oder zumindest die Vielfalt der soziokulturellen Reaktionen und Auswirkungen ignoriert.

## Wessen Kulturerbe? Kulturerbe als Diskurs und Ressource

Auch wenn sich heute in vielen Städten des Globalen Südens inzwischen ein Trend zum Erhalt und Vermarkten ausgewiesener Kulturerbezonen abzeichnet, heißt das nicht, dass dies durchweg der Fall ist. Selbst die lokalen Bewohner – nicht also allein der Staat oder private Investoren – haben zum Verfall alter Strukturen beigetragen, weil sie ihr Kulturerbe als „rückständig“ ansahen, weil es mit „Tradition“ und nicht mit „Moderne“ und „Fortschritt“ assoziiert wurde und weil sich Lebensstile und Bedürfnisse geändert haben. Es sollte nicht verschwiegen werden, dass gerade alte Wohnsubstanz in den Altstädten etwa von Delhi oder Kathmandu in der Tat unbequem und gar gesundheitsschädigend war und ist (das reicht vom Fehlen von Wasserleitungen bis zu kleinen Fenstern, niedrigen Decken, altmodischen Küchen). Fragmentierte Großfamilien führen dazu, dass das „alte“ Modell der in einem Haus oder in benachbarten Häusern lebenden Großfamilie aufgrund von Migration oder heterogenen Lebensvorstellungen weniger verfolgt wird. Staatliche Subventionen, privates Kapital oder Wissen ob finanzierbarer Maßnahmen, die dem sozialen Wandel und baulichen Verfall entgegenwirken konnten, fehlten und fehlen noch heute weitgehend. Die Konsequenz daraus war oft, dass Altstädte herunterkamen und „ausbluteten“, weil ihre Besitzer nicht investierten, Wohnraum unbewohnt ließen oder an Mieter

vergaben, die sich nicht um den Erhalt kümmerten. So sind auch wohlhabendere Hausbesitzer daran beteiligt, dass ihre traditionellen Wohnhäuser abgerissen oder verfallen gelassen werden, während sie selbst in moderne Wohngebiete außerhalb der Altstadt ziehen. Auch das Fehlen eines Bewahrungsgedankens bei Privatleuten wie staatlichen Akteuren, geschweige denn einer offiziellen Denkmalschutzpolitik für entsprechend alte und „erhaltenswerte“ Wohnhäuser oder religiöse Gebäude führt häufig zum Zerfall von Vierteln. In dieser Hinsicht finden sich Ähnlichkeiten im Globalen Süden wie Norden.

Diese Situation änderte sich erst mit Organisationen wie der UNESCO und dem Definieren von Weltkulturerbezonen auch in Städten, mit der Präsenz von Organisationen wie der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit, GIZ, sowie mit der zunehmenden Aufmerksamkeit privater und halböffentlicher Investoren am Erhalt von Altstädten zu Zwecken wie etwa Tourismus oder Gentrifizierung. Mit ihnen kann Kulturerbe nun ein Wert zugeschrieben werden, auch wenn es sich hier lange Zeit noch um Werte wie „Einzigartigkeit“ oder „Authentizität“ handelt, also elitäres, intellektuelles und weniger alltägliches urbanes Kulturerbe. Dennoch: Innenstädte, und somit auch oft der „alte Kern“, wurden zumindest wiederentdeckt und ihre symbolische Bedeutung anerkannt. Lag ein Interesse am Erhalt der Bausubstanz vor, ging dies allerdings oft zum Nachteil der Bewohner, die als störend und nicht lukrativ genug verstanden wurden – s. die klassischen chinesischen Bauweisen von Shikumen und Linong oder die Art Deco Mansions der Französischen Concession in Shanghai (Zhong/Chen 2017) oder die *machiya* (traditionelle Wohnhäuser) in Nishijin, Kyoto, um die inzwischen, wie der Ethnologe Christoph Brumann argumentiert, ein „Häuserkampf“ ausgetragen wird (Brumann 2009, 2001). Hier finden Gentrifizierung und Kulturerbeerhalt auch auf Kosten der lokalen Bevölkerung statt, die sich das Wohnen dort nicht mehr leisten kann oder, wie auch im Falle des Mahakan Fort in Bangkok, vertrieben wird (s. Kraas und Trumpp in diesem Band).

Es kann durchaus sein, dass beide Aspekte sich in einer Stadt wiederfinden und sich nicht gegenseitig ausschließen. Zerstörung und Verdrängung sowie Erhalt und Schutz sind somit zwei Seiten derselben Medaille.

Stellt man die Frage, wie eine Stadt mit ihrer alten gebauten Geschichte und mit den Menschen, die in und um sie herum leben, umgeht, auf sie Rücksicht nimmt, sie aktiv und kritisch in Gestaltungsprozesse integriert, dann wird deutlich, dass die Sichtweisen auf Orte und ihre Priorisierung von den jeweiligen Zeitpunkten und Machtpositionen der an ihnen beteiligten Akteure abhängt. Was für eine „Geschichte“ erzählt eine Stadt von sich, wie, wann und warum – und was für eine Zukunft soll mit ihr und für wen entworfen werden? Wer nimmt Kulturerbe wie und warum als „seines“ wahr – oder spricht es anderen ab (Hall 1999–2000)? Wie kann eine robuste städtische Zugehörigkeit über die Geschichte hergestellt oder auch zerstört werden, so dass Menschen sich mit ihr identifizieren, sich ihr zugehörig fühlen – oder aber ausgegrenzt? Wenn es über Fassade, Kulisse und Lifestyle hinausgehen soll, bedarf es eines geschickten Managements, einer Idee und auch der Partizipation vieler verschiedener Akteure, die an einem Strang ziehen, weil sie ihr Handeln für den Erhalt und die Pflege von Kulturerbe als sinnvoll ansehen (Rojas 2016). So etwas kann durchaus sehr zeit- und ressourcenintensiv sein. Eine solche Art von Kulturerbe braucht „gelebte Gemeinschaft“, die Anteilnahme und Anerkennung lebt und Verantwortung für die Gestaltung des öffentlichen Raums übernimmt. Es braucht Akteure, die bereit sind zu „investieren“, nicht nur finanziell, sondern auch sozial und zeitlich. Dann kann Kulturerbe auch eine Ressource für die weithin proklamierte Notwendigkeit einer nachhaltigen Stadt werden, steht sie nicht nur für Erhalt und Restauration, sondern für aktive Gestaltung sozialen Zusammenlebens und kultureller Vielfalt. Diesbezüglich kann Kulturerbe ein wichtiger Bestandteil nachhaltiger Stadtplanung werden, der es ermöglicht, über den offenen Umgang mit Pluralität und ziviler Partizipation nachzudenken (Labadi/Logan 2016). An drei konkreten Beispielen aus Thailand, Indien und Nepal soll die Komplexität dieser Prozesse aus lokaler Perspektive dargelegt werden.

## Enteignung und Begrünung: Bangkok

In Bangkok wird Kulturerbe als globale Ressource für städtische Vermarktung genutzt, es spielt eine wichtige Rolle im globalen Wettrennen um Attraktivität, aber auch um Raum für Wachstum – und bisweilen für ganz andere und neu dazugekommene Zielgruppen. Diese tragen dazu bei, dass unterschiedliche Deutungen hinsichtlich des „Besitzes“

von Kulturerbe und seiner „Weitergabe“ oder auch Veränderung existieren. Die Frage nach Rechtmäßigkeit stellt sich dabei neu, alte „Besitzordnungen“ und Zugehörigkeiten werden neu definiert. Hierfür ein Beispiel: Im April 2018 wurden die letzten teilweise antiken Holzhäuser der einst über 120 Gebäude im historischen Viertel des Mahakan Fort in Bangkok entfernt, um Platz für einen öffentlichen Park zu machen. Die Bewohner hatten über 20 Jahre früheren Versuchen der Bangkok Metropolitan Administration widerstanden, sie zum Wegzug zu bewegen. Vorfahren der Gemeinschaft lebten hier seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Fort wurde vom Fine Arts Department als National Heritage Monument deklariert. Man meinte, dass so frühere Baupläne zur Begrünung der Stadt umgesetzt werden könnten. Verfechter der dort lebenden Gemeinschaft vertraten jedoch die Auffassung, dass sie selbst ebenfalls Teil und Produzent von Kulturerbe seien: Kunsthandwerk, Tanz, Musik würden hier in einer lebendigen Alltagskultur gepflegt und bewahrt, materielles und immaterielles Kulturerbe bedingten sich gegenseitig. Ein Sprecher der Stadtverwaltung hielt dem andere Werte für eine urbane Zukunft entgegen, indem er sagte: „Grünflächen sind eine wichtige Maßnahme gegen die Luftverschmutzung“ (no author, Thaizeit 2018). Die gesamte Stadtbevölkerung habe einen Anspruch auf Orte der Regeneration: „Nicht jeder Meter in Bangkok soll bebaut werden. Im Gegenteil. Wir wollen den Menschen mehr und mehr Land zur Verfügung stellen, wo man spazieren gehen und sich erholen kann“ (ibid.). Inzwischen existiert die Mahakan-Fort-Gemeinschaft nicht mehr, es stehen nur noch acht Häuser, die, neu hergerichtet, an das Vergangene erinnern sollen. Vertreter der vertriebenen Gemeinschaft haben gemeinsam mit Architekten und Stadtplanern inzwischen ein Online-Archiv ins Leben gerufen. Mit ihm, so hoffen sie, soll das Wissen, das dort gelebt wurde, und auch der Kampf um das Bleiberecht an Interessenten und weitere Generationen – also die Zukunft der Stadt – weitergegeben und am Leben gehalten werden. Auf der Homepage ist zu lesen:

Unsere Gemeinschaft ist bald Vergangenheit. Vielleicht wird sie sogar von der offiziellen Geschichte der Stadt entfernt. Menschen können uns nicht länger besuchen und von unserem reichen Kulturerbe persönlich lernen. Aber das heißt nicht, dass wir nicht länger existieren. Wir können weiterhin ein Lernort in der virtuellen Welt sein. Deshalb laden wir alle ein, ihre Erinnerungen, Fotos und Videos von Mahakan Fort zu teilen. Wir glauben, dass unsere Existenz weniger wichtig ist als das, was die Gesellschaft von unserer Geschichte lernen kann. (Zitiert in Rujivanarom 2018)

Ein Cartoon zirkulierte im Februar 2018. Es zeigt die Stadtverwaltung als Dinosaurier, der die alten Häuser auffrisst, und man liest in der Sprechblase: „Ich will diese Gemeinschaft nicht, ich will einen Park, Jurassic Park!“ (Atthakor 2018). Die gelebte Tradition machte einer „Musealisierung“ Platz und die Zukunft der Nachbarschaft wird einer aspirierten Zukunft der gesamten Stadt geopfert. Noch 2009 hatte die Gemeinschaft, als die Baupläne offiziell wurden, angeboten, zu Statisten in einem „lebendigen Museum“ oder Themenpark zu werden, um deutlich zu machen, dass sie gewillt waren, die Geschwindigkeit der globalen Stadt aufzunehmen, wenn sie nur bleiben könnten. Das Angebot wurde nicht angenommen. Heute lobt der Gouverneur von Bangkok die Offenheit des Parks, und dass man nun endlich die alte Stadtmauer sehen könne, fast ironisch klingt der Satz: „Hier atmet man Geschichte.“

Wüsste man nicht von dem Kontext der Vertreibung, man hätte möglicherweise die Schaffung eines öffentlichen Parks befürwortet, insbesondere, wenn man bedenkt, dass gerade globalisierende Städte ihren öffentlichen Raum oft der Privatisierung opfern. Ein Park scheint also auf den ersten Blick eine positive Entwicklung. Seine Schaffung impliziert aber auch das Ringen um diverse Existenzformen in umkämpften Räumen, verschiedene Formen des „Rechts auf Stadt“, wie der Geograph und Globalisierungskritiker David Harvey (2008) argumentiert. Die Ambivalenz des Falles erlaubt kein finales Urteil, vielmehr verdeutlicht sie, dass Kulturerbe aus zahlreichen Perspektiven betrachtet werden muss und immer wieder anders gesehen werden kann. Haben wir die Wahl zwischen Bilderbuchkulturerbe und lebendigem, also immateriellen Kulturerbe? Wenn kulturelles Erbe wichtig für die Vielfalt und Attraktivität einer Stadt ist, warum müssen Menschen dabei oft fehlen, warum stören sie gar? Kann „Bewahrung“ nur durch „Anhalten“ und „museumhaftes“ Ausstellen funktionieren? Das Beispiel verdeutlicht, dass Kulturerbe direkten Einfluss auf den Entwurf und die Erfahrung von Ungleichheit und Macht(losigkeit) hat. Solche Prozesse der Exklusion und Gentrifizierung zeigen sich vielerorts. Der Anthropologe Michael Herzfeld (2006) nennt dies „spatial cleansing“, also räumliche Reinigung, und sieht dies als ästhetische Konsequenz aus wirtschaftlichen Ungleichheiten und sozialer Segregation.

## Ausgrabung und Sichtbarmachung: Delhi

In der boomenden Metropole Delhi kann man seit Ende des 20. Jahrhunderts gut beobachten, wie im Stadtzentrum jahrhundertalte Gebäude, aber auch klassische Bungalows aus der Kolonialzeit sukzessive abgerissen werden oder brach liegen. Ist der Wohnraum im ehemaligen kolonialen Lutyens-Stadtteil im Zentrum der Stadt sehr beliebt und inzwischen unter Schutz gestellt, so trifft das kaum auf die stolzen Havelis (Großfamilienansitze mit Innenhof) in Alt-Delhi zu, bei denen hinzu kommt, dass die Besitzverhältnisse häufig kompliziert sind und die Wohndichte sowie die Fluktuation von Bewohnern enorm hoch ist. Für Privathäuser gibt es keinen Denkmalschutz und keine staatlichen Subventionen. Der Archaeological Survey of India erhält historische öffentliche Gebäude von religiöser Relevanz – hat aber bisher keine über einzelne Bauten hinausgehenden Visionen oder Konzepte zum Erhalt von Straßenzügen oder Stadtvierteln entwickelt. Die Nichtregierungsorganisation INTACH (Indian National Trust for Art and Cultural Heritage) hat einen unverbindlichen Plan für die erhaltenswerten Einzelgebäude für Delhi erstellt und somit eine Sensibilität für den Erhalt von Wohngebäuden und weniger prominenten Bauten bei manchen Bürgern geweckt – es stehen jedoch kaum Gelder zur Verfügung. Die Aga-Khan-Stiftung investiert vor allem in religiöse historische Bauten des Islam. Im Kontext des rapiden Wandels und der Konversion von Flächen in der Stadt, die weitgehend der privaten Kapitalsicherung dienen, werden private, aber auch „öffentliche“ historische Gebäude und Flächen und damit auch Ereignisse und soziale Gruppen ausgegrenzt, vergessen oder überbaut. Dass diese vielschichtige und reiche Geschichte als Basis für die Zukunft der Stadt und der Menschen, die in ihr leben, sowie für deren Charakter relevant ist, wird erst seit Kurzem thematisiert. So gibt es z. B. „Heritage Walks“ auch in unbekanntere Gebiete der Stadt hinein, und gerade die Jugend interessiert sich zunehmend für den Erhalt von historischer Bausubstanz. Die sozialen Gruppen, die daran gebunden sind, werden jedoch nach wie vor oft übergangen, sie werden dem Allgemeininteresse untergeordnet.

Dass diese Gruppen und das alltägliche Verhältnis von Mensch, Zeit und gebautem Raum für die urbane Zukunft Delhis von Bedeutung sind, wurde durch *48°C Public Art Ecology* ein öffentliches Kunstprojekt deutlich, das vom Goethe-Institut Delhi gemeinsam mit lokalen Organisationen 2008 durchgeführt wurde und viel Aufmerksamkeit erhielt. Ziel war es, dem vor allem an wirtschaftlicher Aufwertung und nach

westlichen Kriterien orientierten Fortschrittsdenken der in Indien oft als „Weltklassestadt“ bezeichneten Stadt etwas anderes entgegenzusetzen. Anstatt finanzielle Inwertsetzung zu priorisieren, sollte vielmehr an lokale Alltagsgeschichten erinnert und eine Bandbreite von Bewohnern bedacht werden. Auch wenn der Fokus seitens der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ), die das Thema mit definiert hatte, auf den Klimawandel gelegt wurde, zeigte sich an den Arbeiten der über zehn indischen Künstler ein starkes Interesse an der Verhandlung von Zeit – etwa von Kolonialgeschichte – im urbanen Raum. In meiner Forschung richtete ich meinen Blick deshalb auf die Art, wie einige Künstler Orte des Verschwindens und Vergessens von kulturellem Erbe bestimmter Nachbarschaften oder religiöser und ethnischer Gruppierungen in ihre Arbeiten integrierten, die Orte durch Partizipation von Bewohnern vitalisierten, etwa als Orte des Wissens und der Erinnerung. In den acht über die „Innen“-Stadt verteilten Arbeiten erschienen neue „Karten“ mit Orten, die vergessen schienen, an denen man vielleicht täglich vorbeilief, ohne ihre „andere“ Geschichte zu kennen – etwa die marode Stadtbibliothek aus der Kolonialzeit in Alt-Delhi, die gar über einen unterirdischen Swimmingpool für die britischen Soldaten verfügte. Die Künstlerin Sheba Chhachhi installierte hier ihren „Water Diviner“, in dem sie sich mit der Geschichte von Wasserarchitektur und Wasserverschmutzung auseinandersetzt. Weitgehend vergessen lag auch der verfallene Wassertank *Agrasen ki Bavdi* aus dem 15. Jahrhundert, versteckt im Hinterhof eines privaten Hauses in Nizamuddin, den der Künstler Asim Waqif für seine Installation über alternative Wassersammeltechniken nutzte. Atul Bhalla fragte in seiner Arbeit danach, warum man die Rolle von Wasser als soziale Ressource vergessen hatte, die nun privatisiert wird, und wie es dazu kommen konnte, dass der durch die Stadt fließende Fluss Yamuna nur noch als Mülldeponie genutzt wird, ist er doch auch wichtiger Ritualort und ländliche Anbaufläche, die nun von der hochindustrialisierten und vorwärtsstrebenden Stadtplanung marginalisiert werden.

Für mich waren diese Künstler „Archäologen“ der Zukunft, sie gruben aus, verbanden die Geschichte der Stadt in ihren vielen Lagen mit heute und forderten Menschen dazu auf, von ihr zu lernen – und auch nicht immer zu denken, dass der Fortschritt der Stadt ständiger Neubau sein muss. Sie richteten den Blick auf das, was schnell als rückständig und altmodisch, als langsam und überkommen bezeichnet wird. Junge gebildete Inderinnen und Inder artikulieren zunehmend ihr Interesse an vergessenen oder marginalisierten Orten und Geschichten der Stadt, die



sie nach ihren Kräften zu erhalten und weiter sichtbar zu machen versuchen. Dabei wird vor allem die vielschichtige und weniger „spektakuläre“ Geschichte der Stadt, der Blick auf weniger elitäre Schichten, auf Vielfalt und Kreativität geschätzt, die eine städtische Zukunft jenseits einer auf Wirtschaftswachstum getrimmten Perspektive ermöglicht. Öffentliche Kunstprojekte werden zunehmend als Möglichkeit verstanden, eine Brücke zwischen sozialen Gruppen zu schlagen, auf Zuhören und Dialog zu setzen anstatt auf eindimensionale Stadtentwicklung – so wird alternativen Modellen von Kulturerbe als Teil verdrängter Geschichten und Alltagswelten zumindest zeitweise ein Gesicht sowie Aufmerksamkeit gegeben.

### Entschleunigung anstelle von Vollgas: Kulturerbeaktivismus in Lalitpur (Nepal)

In den letzten Jahrzehnten, vor allem aber seit Beginn des neuen Millenniums, ist das Kathmandutal in Nepal dramatisch urbanisiert worden: Zuwachs durch Landflucht (etwa wegen Armut, fehlender Bildungsinfrastruktur, Bürgerkrieg) hat zu einer flächendeckenden Bauwut im gesamten Tal geführt, deren Auswirkungen sich auch hinsichtlich der Innenstädte von Königsstädten wie Patan (auch Lalitpur genannt), aber auch der Bausubstanz in umliegenden Kleinstädten bemerkbar machen. Auf das Beben der Erde 2015, das diese stark anwachsende Metropolenregion nachhaltig noch heute zerstörte, folgten jedoch weitere soziale und ökonomische Nachbeben. Denn Nepal, besonders das Kathmandutal, gerät zunehmend in den Fokus in- und ausländischer Spekulanten und nationaler Großprojekte, seien es Schnellstraßen oder Einkaufszentren. Felder, aber auch religiöse Orte fallen diesem Prozess anheim. Land-, Kauf- und Mietpreise sind in den letzten Jahren in unvorstellbare Höhen gestiegen, einen weiteren Schub gab das dramatische Erdbeben von 2015. Bürokraten und Investoren wittern Möglichkeiten, das Kathmandutal zu einer potenten Wirtschaftszone zwischen China und Indien sowie zum „Westen“ hin zu transformieren. Das Mantra dabei ist Konnektivität und Mobilität. Man versteht Nepal einerseits als „Schleuse“ von Konsumgütern zwischen Indien und China, aber auch als Knotenpunkt des von der chinesischen Regierung gestützten Infrastruktur- und Investmentmegaprojektes einer neuen Seidenstraße (bekannt als Belt and Road Initiative, BRI), einem transnationalen Verbund von über 60 Ländern ist Nepal 2017 beigetreten.

Seit Kurzem regt sich Widerstand gegen diese Form von Urbanisierung – und angebliche „Modernisierung“ –, die sich scheinbar rücksichtslos über die lokalen Belange der Orte, die sie mehr vereinnahmt als mitnimmt, hinwegsetzt. Gerade die Bewohner zweier Kleinstädte im Süden Lalitpurs, Sunaguthi und Khokana, protestieren gegen das Vorgehen. Sie betonen dabei das Recht auf Erhalt von kulturellem Erbe und gar, dass materielles und immaterielles Kulturerbe eng zusammenhängen und für die urbane Zukunft richtungsweisend seien. Während Sunaguthis Bewohner gegen Pläne einer Straßenerweiterung durch das von religiösen Bauten dicht besetzte ehemalige Dorf Einspruch erheben, drohen Vertreter einer lokalen Aktivistengruppe in der benachbarten Kleinstadt Khokana im März 2018 damit, an die Vereinten Nationen zu appellieren und sich auf die Deklaration der Rechte indigener Völker zu berufen, gegen die im Falle der geplanten Schnellstraße und des Baus eines gigantischen Güterumschlagplatzes, den man vor allem durch den wachsenden Handel mit China errichten will, mehrfach verstoßen werde. Kurz nachdem die Armee einige Felder bei Khokana besetzt hat, um den Baubeginn der Schnellstraße zu markieren, formierte sich lautstark ein Protest aus Dorfbewohnern und solidarischen Auswärtigen vor dem Haupttempel. Man bangt nicht allein um den Verlust der wenigen noch zusammenhängenden Felder. Die Protestler wollen ihr Land auch schützen, weil es religiöse Bedeutung für sie hat: Der vor den Toren der Siedlung liegende Hügel einer newarischen Muttergöttin würde mit der Schnellstraße von der Prozessionsroute abgetrennt, die jedes Jahr begangen wird. Es gibt nur noch wenige Siedlungen, an denen diese alte Topographie gelebt und verehrt wird. Sie darf keinem „Nationalprojekt“ zum Opfer fallen, meinen viele Bewohner Khokanas. Dennoch wird auch betont, dass man nicht prinzipiell gegen Entwicklung sei: „Wir wollen nur eine ‚andere‘ Entwicklung, bei der die Gemeinschaft geschützt und nicht überrollt wird“, sagt der Aktivist N. R. Dangol in einem Interview.

Auch an anderen Orten Nepals protestieren Aktivistengruppen. Viele äußern die Vermutung, dass lokale Kontexte und Interessen übergangen werden, etwa um Nepal als „Player“ auf der Weltbühne einer globalisierten Wirtschaft zu platzieren, in der wiederum andere Prioritäten für Stadtentwicklung gelten. Sunaguthi ist inzwischen von Urbanisierungsbewegungen vereinnahmt. Seit Jahren kämpfen Bevölkerungsgruppen gegen Pläne, die enge Straße zu erweitern, damit der Verkehr besser fließen kann. Sollte es dazu kommen, würden zahlreiche

Jahrhunderte alte Stätten kulturellen Erbes, die noch für religiöse Rituale wie Prozessionen, aber auch für soziale Zwecke genutzt werden, dem Beton weichen. Seit einem Jahr gibt es auch hier regelmäßige Protestaktionen. Die Bewohner haben Spendengelder mobilisiert, die es ihnen ermöglichten, verfallene Gebäude entlang der alten Straße zu renovieren. Sie hatten erste Erfolge, denn die Initiative erfreut sich inzwischen großer Beliebtheit, auch bei Auswärtigen. In den sozialen Medien werden die Aktivisten als Vorbilder für weitere friedliche Proteste für den Erhalt von Kulturerbe gefeiert. Die an den Protesten und dem Aufbau beteiligte Architektin Sabina Tandukar erläutert, dass gerade die urbane Jugend für einen kritischen Umgang mit Konsum und Kulturerbe sensibilisiert werden müsse: „Sonst ist es zu spät. Dann sitzen wir in unseren ‚smart cities‘ und weinen wie die Bauern in den neuen Städten Chinas, die auf ihrem Land entstanden sind“ (persönliches Gespräch, März 2018). Urbaner, aber auch ländlicher Kulturerbeaktivismus reagiert auf den als illegitim verstandenen Zugriff auf das „eigene“ Kulturerbe, um es so zu ändern, dass es den „eigentlichen“ Besitzern oder Nutzern nicht mehr zugänglich ist. Dies kann durch Gentrifizierung, aber auch durch andere Ressourcenumwandlung (etwa „Landgrabbing“) geschehen. Dabei zeichnen sich neue Machtungleichheiten ab, in deren Kontext Kulturerbe weitgehend Spielball ist. Als leicht bitterer Beigeschmack für den nepalischen Fall lässt sich sagen, dass durch diese Konflikte eine breitere Bevölkerung auf den Kampf um Raum und Macht aufmerksam wird und kulturelles Erbe mit anderen, sensibleren Augen sieht. Auch wenn es fast zu spät für ein Umdenken scheint, das kulturelles Erbe als festen, zentralen Bestandteil der urbanen Zukunft im Kathmandutal versteht: Es ist dennoch eine Chance, die von einigen genutzt wird, um ihre städtische und gesellschaftliche Zukunft in die Hand zu nehmen.

## Fazit

Diese Reflexion zeigt, wie gerade in Asiens boomenden und sich schnell verändernden Städten das materielle, aber auch immaterielle Kulturerbe als eine zentrale und dynamische städtische Ressource verstanden werden sollte. Verschiedene Städte, und darin auch ganz unterschiedliche Akteure, entwickeln verschiedene Formen des Umgangs damit. Forschung zu urbanem Kulturerbe kann vielfältige lokale Geschichten, Wissensformen, und Erinnerungen erfassen – dazu gehören

Ungleichheit, Stereotypisierung und Ausgrenzung ebenso wie Partizipation, Ermächtigung und kollektive Gestaltung. Auch wenn die Mikroperspektive nur mühsam und vor Ort erfasst werden kann, so ist sie zentral, um die verschiedenen Aspekte des Aushandelns von kulturellem Erbe in urbanen Kontexten zu verstehen. Die Ethnologie ist ein solcher Weg, denn sie erfordert Feldforschung, also teilnehmende Betrachtung, biographische und offene Interviews, lokale Sprach- und Ortskenntnis. Deshalb ist urbanes Kulturerbe nicht nur ein historisches Gut, das im besten Fall „authentisch“ konserviert wird. Vielmehr ist es eine für vielgestaltige Aspekte menschlichen Zusammenlebens unersetzliche Ressource der Stadtgesellschaft von morgen.

## Literatur

- Atthakor, P. (2018): Something rotten in handling of Mahakan Fort issue. Bangkok Post 12.2. <https://www.bangkokpost.com/opinion/opinion/1410863/something-rotten-in-handling-of-mahakan-fort-issue>
- Brumann, C. (2009): Outside the Glass Case. The Social Life of Urban Heritage in Kyoto. *American Ethnologist* 36(2): 276–299.
- Brumann, C. (2001): Machiya vs. mansion: Notizen vom Kyôtoer Häuserkampf. *Japanstudien* 13: 153–192.
- Burdett, R. und Rode, Ph. (Hgg): *Shaping Cities in an Urban Age*. London, UK: Phaidon Press Limited
- Graezer Bideau, F. und Haiming, Y. (2018): Historic Urban Landscape in Beijing. The Gulou Project and Its Contested Memories. In Maas/Svensson *ibid.*: 93–120.
- Hall, S. (1999–2000): Whose Heritage? Un-settling ‘The Heritage’, reimagining the post-nation. *Third Text* 49: 3–13.
- Harvey, D. (2008): The Right to the City. *New Left Review*, II, no. 53: 23–40.
- Herzfeld, M. (2006): Spatial Cleansing: Monumental Vacuity and the Idea of the West. In *Journal of Material Culture*, 11(1–2), 127–149.
- Labadi, S.; W. Logan (2016). *Urban Heritage, Development and Sustainability. International Frameworks, National and Local Governance*. London: Routledge
- Maags, C. und Svensson, M. (2018): Mapping the Chinese Heritage Regime Ruptures, Governmentality, and Agency. *Chinese Heritage in the Making. Experiences, Negotiations and Contestations*. Amsterdam University Press: 11–40.

- Rujivanarom, P. (2018): Mahakan Fort Community to live on in the virtual world. *The Nation*, 24.4. (Zugriff Mai 2019: <http://www.nationmultimedia.com/detail/national/30343795>)
- Rojas, E. (2016): The sustainable conservation of urban heritage, in Labadi, Sophie und William Logan (Hrsg.). *Urban Heritage, Development and Sustainability. International Frameworks, National and Local Governance*. London: Routledge: 235–255.
- No author, (2018): Neuer Park in Bangkok: Mahakan Fort Public Park. *Thaizeit* <https://www.thaizeit.de/thailand-themen/news/artikel/neuer-park-in-bangkok-mahakan-fort-public-park.html> (Zugriff im Mai 2019)
- Zhong, X. und Chen, X. (2017): Demolition, rehabilitation, and conservation: heritage in Shanghai's urban regeneration, 1990–2015, *Journal of Architecture and Urbanism*, 41:2, 82–91.



# „Von Filmstädten über reale Städte lernen“: Stadt und/im Film

*Henry Keazor*

Der Titel des Beitrags ist – leicht modifiziert – einer Passage entlehnt, die im Ganzen wie folgt lautet:

Man kann aus Filmstädten über reale Städte lernen. Man kann umfassendere, medienübergreifende narrative und metaphorische Verweisungszusammenhänge analysieren. Und man kann gefilmte Städte wie reale Städte behandeln und Filmanalysen unmittelbar für urbanistische Fragestellungen nutzen.

Die Sätze stammen aus einer von den Soziologen Matthias Horwitz, Bernward Joerges und Jörg Potthast herausgegebenen, mitverfassten und 1996 vorgelegten Studie mit dem Titel *Stadt und Film. Versuche zu einer „Visuellen Soziologie“*. Die konkreteren Fragen, die sich aus der von den drei Autoren mit den zitierten Sätzen grob umrissenen Perspektive ableiten lassen, formulieren sie im Anschluss wie folgt:

Wie werden Aspekte der Ordnung und Unordnung großer Städte in Filmen präsentiert? Welche Ordnungs- und/oder Chaosvorstellungen verbinden sich mit bestimmten Bildern von großer Stadt? Welche Erwartungen über Tendenzen großstädtischer Entwicklung stecken in solchen Filmen? Welche Metaphern und ‚master stories‘ der großen Stadt werden in vielbeachteten Stadtfilmen angeboten?

Auf den ersten Blick scheinen solche Fragen überraschend, da das Medienformat des Films doch die breiteste Rezeption in der Gattung des fiktionalen Formats erfährt – und dies nicht in dem sich scheinbar um Objektivität bemühenden Dokumentarfilm, von dem man am ehesten erwarten könnte, dass er als Mittel zur Beantwortung der von den drei Autoren gestellten Fragen dient. Insofern verwundert es

zunächst, dass sie allgemein von „Film“ sprechen, anstatt ihre Aussagen auf den Dokumentarfilm zu beschränken.

Tatsächlich aber scheint schon die Unterscheidung zwischen dem objektiven, rein dokumentarischen Film auf der einen und dem fiktionalen, die Fakten im Zuge der intendierten Narration manipulierenden Film auf der anderen Seite problematisch: Von der Entscheidung einer Regisseurin bzw. eines Regisseurs für ein bestimmtes Thema, über die Überlegung, wie dieses zu gestalten ist, wo, wann und wie die Kamera aufgestellt und wer und was wie gefilmt werden soll (ganz abgesehen davon, dass der/die Filmemacher\*in schon durch das bloße Aufstellen der Kamera die von ihr/ihm gefilmte Realität sehr wahrscheinlich beeinflusst und verändert), bis hin zu der Entscheidung, was davon wie im Filmschnitt zueinander montiert werden soll, trägt dazu bei, dass das behandelte Thema nicht mehr „objektiv“, sondern vielmehr bereits durch den Filter einer persönlichen Interpretation dargeboten wird. Insofern ist auch Dokumentarfilmen in gewisser Weise ein fiktionalisierendes Narrativ inhärent, da in ihnen Zusammenhänge erst gestiftet werden, die so in der Realität gar nicht vorhanden sind.

Von daher plädierte schon John Grierson, der die Bezeichnung *documentary* („Dokumentarfilm“) 1926 im Rahmen einer Rezension eines entsprechenden Films eingeführt hatte, für einen pragmatischen Umgang mit diesem Begriff, als er 1932 schrieb: “Documentary is a clumsy description, but let it stand.”<sup>1</sup>

Umgekehrt könnte man wiederum sagen, dass der fiktionale Film, also der Spielfilm, ebenfalls Dinge dokumentiert: Er dokumentiert unsere Einstellung zu gewissen, zudem von uns offenbar als relevant erachteten Themen, er dokumentiert kollektive Verlangen (z. B. Publikumserwartungen, Sehgewohnheiten oder Musikgeschmäcker) und dokumentiert eventuell auch die Zustände von Schauplätzen zu einem bestimmten Moment (z. B. Spielfilme der 1970er Jahre, die das damalige Stadtbild von New York überliefern).

Insofern ist dem Philosophen Martin Seel zuzustimmen, der 2013 in seinem Buch *Die Künste des Kinos* schreibt:

Aller Purismus ist hier fehl am Platz. „Fiktional“ oder „dokumentarisch“ sind Filme, die *vorrangig* auf die eine oder andere Weise ope-

<sup>1</sup> „Dokumentarfilm“ ist eine unbeholfene Beschreibung, aber belassen wir es dabei“ (bzw., weil im Englischen „let it stand“ diese Bedeutung ebenfalls mitschwingt: „lassen wir sie stehen“ oder „lassen wir sie gelten“).



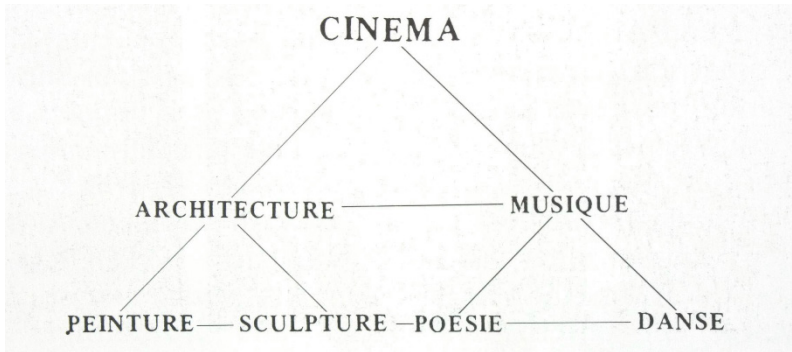
rieren. *Elemente* der einen Verfahrensweise können auch in der anderen vorkommen, ohne dass es sich gleich um einen Grenzfall handelt. (Die Hervorhebungen finden sich schon bei Seel.)

In gewisser Weise kann der Spielfilm zudem vielleicht sogar insofern noch entlarvender in Bezug auf bestimmte Orte oder Räume sein, als bei deren Auswahl für den Filmdreh meistens keine direkten Absichten in Bezug auf die Art und Weise der Interpretation der gezeigten Schauplätze um derentwillen vorliegen, sondern sie nur Mittel zu einem bestimmten Zweck sind, nämlich der adäquaten Verortung einer zu erzählenden Handlung. Gerade aber dieser Zweck lässt dann zuweilen interessante Rückschlüsse auf die Art und Weise zu, wie die jeweiligen Orte auch und gerade unterbewusst wahrgenommen werden. Ich werde später ein konkretes Beispiel für eine solche unterbewusste Interpretation und Beurteilung von Stadt und Architektur im Spielfilm erörtern und zeigen, dass demgegenüber der Dokumentarfilm oftmals bewusster und damit eben auch „kontrollierter“ verfährt, weshalb er in Bezug auf die angesprochenen unterbewussten Wahrnehmungen gegebenenfalls weniger entlarvend ausfallen kann.

Schließlich wurden auch und gerade der narrative, fiktionale Spielfilm und die Gattung der Architektur von Anbeginn des Films an in direkten Bezug zueinander gestellt: „Film has been compared to architecture almost since its inception“, formulierte dies die amerikanische Architekturtheoretikerin Joan Ockman im Jahr 2000.<sup>2</sup>

Und in der Tat postulierte bereits der italienische Futurist und Filmtheoretiker Ricciotto Canudo in seinem *Manifest der sieben Künste* von 1911 eine Hierarchie, in der die vereinzelt Künste wieder (wie einst bei der mittelalterlichen Kathedrale) im Gesamtkunstwerk des Films aufgehen. In seinem Schema (Abb. 1) befinden sich Architektur und Musik nicht nur auf einer Ebene, da Erstere auch immer wieder als „gefrorene“ (Friedrich von Schlegel), „erstarrte“ (Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling) oder „versteinerte Musik“ (Arthur Schopenhauer) bezeichnet worden war, sondern beide werden dem Film auch als am nächsten stehend zugeordnet: Dies ist sicherlich zum einen auf den Umstand zurückzuführen, dass ein Film in jedem Fall eines konkreten, zumeist architektonisch durch Filmkulissen gestalteten Schauplatzes bedarf bzw. Musik den in dessen Frühzeit ansonsten noch stummen Film begleitete.

<sup>2</sup> „Fast seit seinen Anfängen wurde Film mit Architektur verglichen.“



**Abb. 1:** Aus: Ricciotto Canudo: „Sept arts“, in: *Gazette des sept arts*, Paris 1923.

Wie aber muss man sich nun das Verhältnis zwischen den im Film gezeigten Städten und Architekturen auf der einen und deren in der Realität zu sehenden Pendants auf der anderen Seite vorstellen, wenn man „aus Filmstädten über reale Städte lernen“, „gefilmte Städte wie reale Städte behandeln“ und „Filmanalysen unmittelbar für urbanistische Fragestellungen nutzen“ kann?

Hier kann ein Verweis auf die Architekturen in einem Film des Regisseurs Marcel L’Herbier instruktiv sein. L’Herbier befolgte in gewisser Weise Canudos indirekten Aufruf zu einer Synthese der Künste in einem einzigen Film, als er 1922 eine Annonce schaltete, in der er die Poeten, Maler und Musiker seiner Generation dazu aufrief, sich mit Projekten zu melden, die von seiner Filmproduktionsfirma „Cinégraphic“ gefördert und unterstützt werden sollten. Er lockte dabei u. a. auch mit der Aussicht, dass der Film ihnen eine Plattform bieten würde, um sich mit ihren Arbeiten vor einem großen Publikum zu präsentieren. Frucht dieses Appells war schließlich der von L’Herbier 1924 realisierte Film *L’Inhumaine*, der vor diesem Hintergrund als der bewusste Versuch gelten kann, moderne Kunst und Architektur mit den Mitteln des Films zu propagieren. Tatsächlich liest sich die Liste der daran Beteiligten dann auch wie ein „Who is who“ der damaligen Avantgarde: Der Modeschöpfer Paul Poiret z. B. gestaltete die Kostüme, die Architekten Pierre Chareau (der sieben Jahre später durch sein revolutionäres Glashaus, das *Maison de Verre* in Paris, berühmt werden sollte) und Michel Dufet entwarfen das Mobiliar für die Ausstattung, der Art-déco-

und Art-nouveau-Schmuck- und Glaskünstler René Lalique steuerte dekorative Objekte bei, die Komponisten Georges Antheil und Darius Milhaud (der ein Jahr später jene Anteile der Filmmusik Antheils ergänzen sollte, die inzwischen verloren gegangen waren) schrieben die Musik und der Maler Fernand Léger gestaltete ebenso für einzelne Szenen die Bauten wie der Architekt Robert Mallet-Stevens. Vor allem deren Entwürfe für die Innenausstattung eines futuristischen Laboratoriums (Léger) sowie für die Wohnhäuser der beiden Protagonist\*innen des Films (Mallet-Stevens) fanden hierbei nach der Premiere des Films besondere Beachtung.

Mallet-Stevens und seine Architekturen sind hierbei aus mehreren Gründen besonders interessant. Zum einen, weil sie zeigen, dass die Mitarbeit von Architekten im frühen Film keine Seltenheit war: Die ökonomische Krise der Nachkriegszeit zwang die Architekten dazu, u. a. Beschäftigungen beim Film zu suchen, was – wie gleich zu sehen sein wird – zu einem beiderseitigen Innovationsschub führte.

Denn, und dies ist der zweite Grund für das Mallet-Stevens zukommende erhöhte Interesse, seine Filmbauten spiegeln zum anderen zwar in ihren Formen seine „reale“ Architektur wider, der Architekt hatte jedoch stets präzise über die Unterschiede zwischen Film und Realität reflektiert. Mallet-Stevens hat die Lehren seiner während der Filmarbeit gemachten Erfahrungen 1925 in einem „Le cinéma et les arts“ betitelten Aufsatz zusammengefasst, wo er zu dem Schluss kommt:

Es ist unzweifelhaft, dass das Kino einen deutlichen Einfluss auf die moderne Architektur ausübt; umgekehrt leistet die moderne Architektur ihren künstlerischen Beitrag für das Kino. Die moderne Architektur dient nicht nur als Kino-Dekor, sondern prägt auch die Inszenierung, sie überschreitet ihren Rahmen, sie ‚spielt‘ mit.

Mallet-Stevens bezieht sich hier zunächst auf die Filmsets, die jedoch – da sie auf den Prinzipien der realen Architektur basierten – auch seiner Charakterisierung der modernen Baukunst gehorchten:

Die moderne Architektur ist im Wesentlichen fotogen: große Flächen, gerade Linien, Nüchternheit der Ornamente, vereinigte Oberflächen, klare Gegenüberstellungen von Licht und Schatten; was für einen besseren Hintergrund kann man sich für bewegte Bilder, welch besseren Gegensatz träumen, um das Leben Gestalt gewinnen zu lassen?

Mallet-Stevens erkannte dabei dem Film das Verdienst zu, die Fortschritte in der Architektur zu befördern, denn dort zu sehende neue Dekors und Ideen würden durch den Film verbreitet und fänden schließlich einen Niederschlag im „reellen Leben“ und an den dort anzutreffenden „wirklichen Gebäuden“.

Als Kehrseite dieser Verbreitung empfindet Mallet-Stevens jedoch die Unsitte, die Unterschiede zwischen als Filmbauten entworfenen und realen Architekturen zu verkennen, gehörten beide doch ganz unterschiedlichen Anforderungen: Was unter grellen Scheinwerfern gut aussehe, müsse im Sonnenlicht noch lange nicht den gleichen positiven Eindruck erwecken, denn wo der Film z. B. starker Farben bedürfe, wirke dies in der Realität oft übertrieben.

Just Mallet-Stevens Beitrag zu *L'Inhumaine* jedoch fungiert gewissermaßen auch und gerade als Gegenbeispiel zu seiner stark differenzierenden Position. Zur gleichen Zeit als der Architekt die Häuser der beiden Hauptcharaktere des Films entwarf, baute er nach eigenem Entwurf im Auftrag des Vicomte Charles de Noailles eine Villa an der französischen Riviera, in Hyères an der Côte d'Azur, die mit ihren streng geometrischen, kubischen und ineinander versenkten Formen unzweifelhaft Parallelen zur Filmarchitektur von *L'Inhumaine* aufweist (Abb. 2 und 3 – auch Ausstattungsdetails wie die im Stile der Malereien von Piet Mondrian oder Theo van Doesburg gehaltene Tür gab es sowohl bei dem Filmhaus wie auch an der Villa Noailles).

Dies erklärt auch, wieso Mallet-Stevens geradezu zum Inbegriff des sowohl zuvor als auch insbesondere danach propagierten Wechselverhältnisses zwischen den beiden Gattungen Architektur und Film wurde. L'Herbiers Film steht jedoch zugleich am Beginn einer sich durch die weitere Filmgeschichte ziehenden Tradition, in der modernste Architektur mit problematischen menschlichen Charakteren assoziiert wurde, denn sowohl bei der Bewohnerin des einen wie dem Bewohner des anderen Hauses handelt es sich um exzentrische, extravagante, jenseits der Norm lebende Menschen. *L'Inhumaine* ist eine Mischung aus Melodram, Märchen und Science-Fiction-Film und erzählt von der spannungsvollen Beziehung zwischen dem Erfinder Einar Norsen und der Opernsängerin Claire Lescot: Norsen ist zwar ein technisches Genie, aber in seinen Gefühlen so extrem, dass er sogar einen spektakulären Selbstmord vortäuscht, um die von ihm angebetete Sängerin für sich zu gewinnen, die sich ihrer Umgebung gegenüber sonst stets kalt und unmenschlich gibt (sie ist auch die titelgebende „Inhumaine“).



**Abb. 2:** Robert Mallet-Stevens: Die Villa der Opernsängerin Claire Lescot in dem Film *L'Inhumaine*, 1924.



**Abb. 3:** Robert Mallet-Stevens: Villa Noailles, Hyères, ab 1924.

Mallet-Stevens steht damit am Anfang einer Tradition, die mit Regisseuren wie z. B. Alfred Hitchcock oder Tom Tykwer ihre prominentesten Fortsetzungen hatte: In Hitchcocks Film *North by Northwest* von 1959 residieren die Schurken just in einer Villa im Stile Frank Lloyd Wrights, in Tykwers *The International* aus dem Jahre 2009 werden gleich zwei moderne Architekturen zum Sitz von Kriminellen gemacht: Zaha Hadids *phæno*-Bau in Wolfsburg von 2005 (Abb. 4a) fungiert hier als Villa einer italienischen Waffenhändlerfamilie mit Mafia-artigem Ehrencodex, und der Hauptdrahtzieher der meisten in dem Film gezeigten Morde wohnt (Abb. 4b) – wie sein Pedant in Hitchcocks *North by Northwest* – in einer modernen, an Frank Lloyd Wrights Bauten inspirierten Villa. Hadids *phæno*-Bau kam zudem vier Jahre später die zweifelhafte Ehre zuteil, in dem von Hansjörg Thurn gedrehten und 2013 ausgestrahlten RTL-Fernsehfilm *Helden – Wenn dein Land dich braucht* als Sitz jener unheilbringenden „Gottesmaschine“ des Genfer Forschungszentrums, des weltweit größten Teilchenbeschleunigers, einstehen zu müssen (Abb. 4c), in dem dann durch ein außer Kontrolle geratenes Experiment ein die Erdgravitation veränderndes Schwarzes Loch entsteht – auch hier wird der futuristisch anmutende Bau also negativ konnotiert.

Auch die berühmten Entwürfe des Architekten Ken Adam für die Hauptquartiere der Schurken in den *James-Bond*-Filmen erinnern stets an modernistische Architektur, was u. a. dazu geführt hat, dass Adams ähnlich aussehende Entwürfe für reale Architektur sofort mit den „Schurken“-Bauten der *Bond*-Filme assoziiert wurden: Als das schwedische Architekturbüro Albert France-Lanord Architects 2008 seine Entwürfe und Realisierungen für das größte Rechenzentrum des schwedischen Internet Service Providers *Bahnhof AB* – untergebracht in dem während der 1970er Jahre für die schwedische Regierung errichteten, atombombensicheren früheren Zivilschutzbunker *Pionen*, geschützt von einer 30 Meter dicken Felsenschicht unterhalb des Parks *Vita bergen* (Weiße Berge) im Stockholmer Innenstadtbezirk Södermalm – vorlegte, wurden diese sofort mit den typischen Hauptquartieren der *Bond*-Schurken (wie z. B. der gleichfalls unterirdischen Raketenbasis des Verbrechers Ernst Blofeld in dem *Bond*-Film *You Only Live Twice* von 1967) verglichen.



**Abb. 4 a–c:** a: Zaha Hadid/Mayer-Bährle: *phäno*, Wolfsburg 2005 b: Tom Tykwer: *The International*, 2009 c: Hansjörg Thurn: *Helden – Wenn dein Land dich braucht*, 2013.

Als Beispiel für die zuvor thematisierte „entlarvende“ Nutzung einer Stadt und ihrer Architekturen für einen Film kann hingegen der Science-Fiction Film *Total Recall* des niederländischen Regisseurs Paul Verhoeven aus dem Jahre 1990 dienen. Auf sie hat bereits 2003 der mexikanische Kunsthistoriker Cuauhtémoc Medina in einem Artikel hingewiesen.

Zur adäquaten Kontextualisierung seiner Darlegungen ist es hilfreich, sich einige (idealistische) Postulate von Philosophen und Architekten in Bezug auf das zu betrachten, was Architektur leisten, was sie „verbauen“ und darstellen soll. So schreibt der US-amerikanische Philosoph und Pädagoge John Dewey 1954 in seinem Buch *Kunst als Erfahrung*:

Architektur [...] bringt auch dauernde Werte des menschlichen Gemeinschaftslebens zum Ausdruck. Sie repräsentiert Erinnerungen, Hoffnungen und Ängste, Zwecke und heilige Werte derer, die bauen [...]. Von Gedankenträumereien abgesehen ist es augenscheinlich, daß jedes bedeutende Bauwerk ein Schatz geschichtlicher Erinnerungen und eine monumentale Aufzeichnung von gehegten Zukunftserwartungen ist.

Bereits 30 Jahre zuvor hatte der Architekt Ludwig Mies van der Rohe in seinem in der Zeitschrift *Der Querschnitt* 1924 erschienenen Aufsatz „Baukunst und Zeitwille“ postuliert: „Erst dann werden unsere Nutzbauten ins Baukünstlerische hineinwachsen, wenn sie bei ihrer Zweckerfüllung Träger des Zeitwillens sind.“ Und sein Kollege Jean Nouvel scheint 72 Jahre später beide Positionen zusammenzufassen, wenn er sagt: „Architektur heißt, die Werte der Kultur und der Zivilisation in das Gebaute einzubringen.“

Kehrt man diese Sichtweise um, so könnte man sagen, dass man an der Architektur vielleicht auch die *tatsächlichen* Werte der Gesellschaft ablesen kann, die sie gebaut hat, d. h. auch eventuell jene Werte, die im Widerstreit zu dem stehen, was offiziell als „Programm“ dieser Architektur postuliert wird. Die Architektur würde hier also sozusagen als „Verräter“ und „Whistleblower“ fungieren, da sie aufrichtiger Auskunft über das gibt, was hinter ihr steht, als die sie begleitenden offiziellen Verlautbarungen und Absichtsbekundungen – ein Phänomen, das der zuvor erwähnte Medina eindrucklich anhand des Films *Total Recall* aufzeigt.



Dieser Film wurde in Mexiko gedreht – die Gründe für die Wahl der dort ausgesuchten Drehorte waren dabei primär wirtschaftlich bedingt: Mexiko bietet aufgrund niedrigerer Preise günstigere Produktionsbedingungen als Hollywood.

Mit der Wahl dieses Drehortes werden jedoch zugleich die unterschwellig politischen Bezüge der in dem Film erzählten Geschichte deutlicher, denen zufolge sich der Film auch als ein Echo auf die problematischen Beziehungen zwischen Amerika (im Film repräsentiert durch die Erde) und Mexiko (im Film vertreten als auf dem Mars gelegene Erd-Kolonie), von wo ein wertvoller Rohstoff (lies: Erdöl) entgegen dem Widerstand marxistischer Kräfte (im Film: der Mars-Rebellen) ausgebeutet wird.

Am Ende erweisen sich die Rebellen als siegreich, zumal sie ein Komplott zwischen einem skrupellosen Industriegiganten und der offenbar korrupten und totalitären Erd-Regierung enthüllen können.

Das u. a. als Drehort gewählte Mexico City bedingt laut Medina, dass „the dialogue of ‘Total Recall’ is not with Mexico City, but rather with a certain period architecture and its aesthetics and political values”.<sup>3</sup> Damit deutet der Autor zum einen eine Einschränkung an, auf die gleich noch einmal zurückzukommen sein wird; zum anderen betont er damit, dass es *Total Recall* natürlich nicht um eine Auseinandersetzung mit dem tatsächlichen Mexico City geht, sondern um die signifikante Fokussierung auf eine bestimmte Architektur, die sich für die von dem Film verfolgten Zwecke als geeignet erweist. Tatsächlich ist es hierbei auffällig, dass *Total Recall* für die auf der Erde spielenden Szenen (für die Mars-Szenen wurden Studiobauten genutzt) fast vollständig auf Gebäude rekurriert, die unter dem Regime der „Partido Revolucionario Institucional“ (der „Partei der Institutionellen Revolution“) in den 1960er bis 1990er Jahren errichtet wurden.

Ich möchte hier nur zwei Beispiele herausgreifen, nämlich Architekturen von Agustín Hernández Navarro sowie von Abraham Zabludovsky und Teodoro González de León, die im Film als Schauplätze einer Welt dienen, die von einer totalitären Allianz aus skrupellosen Wirtschaftsmächten und korrupten Politikern kontrolliert wird: Agustín Hernández Navarros 1974/76 erbaute Militärakademie „Heroico Colegio Militar“ fungiert hier als Komplex, in dem sich das Wohnquartier des Protagonisten befindet. Abraham Zabludovskys und Teodoro

<sup>3</sup> „Der Dialog von ‚Total Recall‘ wird nicht mit Mexico City geführt, sondern mit der Architektur einer bestimmten Zeit sowie deren ästhetischen und politischen Werten.“

González de Leóns „Instituto del Fondo Nacional de la Vivienda para los Trabajadores (Infonavit)“ wiederum war als Sitz einer Behörde gebaut worden, die Arbeitnehmern Darlehen gewährt, so dass die Empfänger sich Eigenheime leisten bzw. sich jene Ersparnisse auszahlen lassen können, die sie in eine Altersrentenkasse eingezahlt haben. Im Film hingegen hat eine Firma hier ihren Sitz, bei der man sich künstliche Erinnerungen z. B. an perfekte und erholsame Urlaube implantieren lassen kann, die man tatsächlich gar nicht gehabt hat, so dass man sowohl die dafür eigentlich aufzuwendende Zeit wie auch das Geld spart: Aus einer Zukunftsträume verwirklichenden nationalen Behörde wird mithin ein Illusionen verkaufendes privatwirtschaftliches Unternehmen.

Die im Film anhand der Gebäude gezeigte totalitäre, durch künstliche Erinnerungen erträglicher gemachte Welt steht selbstverständlich im krassen Gegensatz zu den von der „Partei der Institutionellen Revolution“ für sich reklamierten ästhetischen und politischen Werten wie gesellschaftlicher Einheit und Gleichheit sowie allgemeiner Wohlfahrt.

Der Film als „Übersetzung der Realität“, wie der Architekt Jean Nouvel dies formuliert, macht so im Verlauf des von Medina erwähnten Dialogs deutlich, dass hinter diesen vorgeblichen Werten – gerade mittels derer architektonischer Interpretation – die Kehrseite dieser Ideale zutage tritt: Modernität kann hier in einen Futurismus umschlagen, der geschichtslos erscheinen will und daher jegliche historische Orientierung verweigert, während sich der Wunsch nach dem Ausdruck von „Wohlfahrt“ in brutal erdrückende Monumentalität verkehren kann – und als treibende Kraft hinter der in farblos-monotonen Formen artikulierten Einheit und Gleichheit scheint die totalitäre Gewaltherrschaft einer wirtschaftlichen und politischen Elite zu stehen.

Da diese Gegensätze jedoch weniger in der Alltagsrealität Mexikos als vielmehr mittels des durch den dramaturgischen Kontext pointierenden Films zutage treten, kann Medina folgern:

It is only through the reflection of these spaces that the film may perhaps allow us to comment on the imaginative processes [...] of the society that produced them.<sup>4</sup>

<sup>4</sup> „Es ist dem Film nur mittels der Reflexion dieser Räume möglich, es uns vielleicht zu erlauben, die imaginativen Prozesse [...] jener Gesellschaft zu kommentieren, welche diese Räume hervorgebracht hat.“

Medina artikuliert hierbei zugleich auch die Hoffnung, dass die besagten Architekturen vorerst nur Tendenzen darstellen und noch nicht die ganze Stadt prägen, daher auch die zuvor zitierte Einschränkung, dass der von dem Film geführte Dialog noch nicht mit ganz Mexico City, sondern mit einzelnen Gebäuden darin geführt wird, die gleichwohl dazu gedacht gewesen waren, irgendwann den Stil für die ganze Stadt vorzugeben.

Das Beispiel zeigt, dass eine mit Architekturen und Städten intendierte Utopie jederzeit auch in deren Gegenteil, die Dystopie umschlagen kann. Im heutigen Sprachgebrauch wird „Utopie“ dabei als ein von der aktuellen Realität noch mehr oder weniger weit entfernter Idealzustand definiert, von dem ungewiss ist, ob und wann man ihn jemals erreichen wird. Tatsächlich bedeutet der Begriff aber zunächst einmal nur „Nicht-Ort“ – sein Schöpfer, der Humanist Thomas Morus, verquickte mit ihm aber zugleich auch schon den Gedanken eines Idealortes, als er eine von ihm in seinem 1516 erstmals veröffentlichten philosophischen Dialog *De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia* („Vom besten Zustand des Staates oder von der neuen Insel Utopia“) entwarf, ein mehr oder weniger ideales Gemeinwesen beherbergende Insel auf eben jenen Namen taufte. Der somit beschriebene Idealstaat stellt ein „Eutopia“, also einen guten Ort, dar, von dem Morus, indem er ihn auf einer „Utopia“ benannten Insel ansiedelt, deutlich machte, dass es dieses ideale Staatswesen aber noch nicht gibt. Da „Utopia“ sich im Englischen ähnlich ausspricht, wie „Eutopia“, schwingt im Namen der Insel mithin beides mit: Sie steht für einen Idealort, von dem jedoch zugleich deutlich gemacht wird, dass es ihn (noch) nicht gibt. Die von Ambrosius Holbein, dem Bruder Hans Holbeins, 1516 und 1518 gefertigten Holzschnitt-illustrationen zu Morus' *Utopia* umreißen dabei noch einen zusätzlichen Aspekt (Abb. 5a und 5b). Denn schaut man sich die Formen der dort gezeigten Insel genau an, so wird deutlich, dass diese die Umriss eines Totenschädels aufweisen. Dass dies Holbein und wohl auch Morus ein besonderes Anliegen gewesen zu sein scheint, kann daran ersehen werden, dass diese Ähnlichkeit der Inselform zu einem Totenschädel in dem überarbeiteten Holzschnitt von 1518 (Abb. 5b) gegenüber der Erstversion (Abb. 5a) sogar noch eigens betont wird. Die erwünschte visuelle Assoziation der „Utopia“ mit einem typischen Vergänglichkeitsmotiv scheint dabei mehrere Gründe zu haben: Zum einen scheinen Holbein und Morus vor einem zu großen Stolz auf ideal entworfene Staatsformen zu warnen, da auch diese, als

letzten Endes menschliche und nicht göttliche Hervorbringung, mit Mängeln behaftet und vergänglich sind; zum anderen wird, damit verbunden, angedeutet, dass eine solche von Menschen entwickelte Utopie stets auch die Gefahr in sich birgt, sich in ihr Gegenteil, eine Dystopie, zu verkehren.



Abb. 5a: Ambrosius Holbein: Illustration zu Thomas Morus: *Utopia*, 1516.



**Abb. 5b:** Ambrosius Holbein: Illustration zu Thomas Morus: *Utopia*, 1518.

Eben diese Kippfigur einer in die Dystopie umschlagenden Utopie ist auch das zentrale Motiv des 2015 von Brad Bird gedrehten Science-Fiction-Films *Tomorrowland*, der zwar hinsichtlich dieses Themas grundsätzlich sehr ambitioniert ist, dessen ungelöstes Problem aber ein wenig darin besteht, dass er die drei Begriffskonzepte von „Utopie“, „Eutopie“ und „Dystopie“ zum einen auf der Ebene der Metapher umsetzt: Das titelgebende „Tomorrowland“ steht somit für einen nur gedachten bzw. erträumten Ort, der symbolisiert, wie die Zukunft für den

Menschen aussehen könnte. Zum anderen aber wird eben dieses „Tomorrowland“ im Film zugleich auch als ein realer physischer Ort in Form einer futuristischen Stadt gezeigt, die zwar jenseits unserer Realitätsdimension existiert, von den Protagonisten des Films jedoch aufgesucht werden kann. Der Film versucht nun, das komplexe Geflecht und Ineinander von Utopie-, Eu- und Dystopie anhand dieser Stadt zu veranschaulichen. Ihr treibendes Moment gewinnt die Handlung hierbei daraus, dass „Tomorrowland“ zunächst eine Utopie ist, ein Ort großer technologischer Fortschritte, die dem Menschen eine fröhliche und unbeschwerter Existenz ermöglichen. Gerade aber die als wachsend empfundene Diskrepanz zwischen diesem idealen Nicht- bzw. Zukunftsort auf der einen und der besorgniserregenden Realität auf der anderen Seite ist es, welche die Regierenden von „Tomorrowland“ (interessanterweise sind es keine Politiker, sondern allesamt Wissenschaftler) dazu bringen, warnende Signale und Bilder in unsere Realität zu senden, die die Menschen eigentlich dazu motivieren sollen, den von ihnen eingeschlagenen Pfad der Selbstzerstörung durch Kriege und Umweltverschmutzung zu verlassen. Damit aber setzt ungewollt eine Art von Loop ein: Die gesendeten Warnungen werden von den Menschen als eine Art von Prophezeiung verstanden, angesichts derer sie jede Hoffnung verlieren und sich einer Abwärts- und Untergangsspirale ergeben, die letzten Endes dazu führt, dass die eigentlich als Mahnung konzipierte Dystopie nun auch verwirklicht wird. Dies wiederum hat zur Folge, dass auch das Erscheinungsbild der Stadt „Tomorrowland“ diese Zukunft spiegelt und zu einem düsteren Ort verkommt: Aus der ursprünglichen eutopischen Utopie wird eine Dystopie. Erst als eine Gruppe von Menschen aus unserer Realität in die metaphorische Welt von „Tomorrowland“ aufbricht, um die Sendeanlage zu zerstören, welche die warnenden dystopischen Bilder verschickt, können sowohl in „Tomorrowland“ wie auch in der realen Welt wieder Hoffnungen entstehen. In der Folge verwandelt sich die Stadt von „Tomorrowland“ wieder in eine eutopische Utopie, von der aus am Schluss Boten in die Realität entsandt werden können, mit dem Ziel, weitere Unterstützer und Mitarbeiter für das Projekt zu gewinnen, bei dem die Utopie aus dem Zustand der Utopie in die Realität überführt werden soll – und zwar nun nicht motiviert durch Warnungen, sondern durch das gute Vorbild der eutopischen Utopie. Das Schlussbild des Films zeigt, wie diese Geworbenen in der utopischen Realität von „Tomorrowland“ ankommen und sich auf die Stadt zubewegen.

Der Film wird seiner anspruchsvollen Thematik letzten Endes leider nicht gerecht, zumal er sich nicht entscheiden kann, ob er Thesenfilm, Science-Fiction-, Abenteuerfilm oder Komödie sein will. Doch trotz der überwiegend ablehnenden Kritiken, die er u. a. auch deshalb in der Folge erhielt, verdient er es doch, als ein interessanter Versuch gewürdigt zu werden, um auf die komplexe Verbindung von eutopischer Utopie und Dystopie, deren konkrete Veranschaulichungen (in Form der Stadt, der damit verbundenen Träume wie auch Schreckensbilder) und den daraus resultierenden Wechselwirkungen von Hoffnung und Angst hinzuweisen: Auch und gerade die eutopische Utopie muss verteidigt werden, sonst kann sie in eine jede Hoffnung ertötende Dystopie umkippen.

Während in *Tomorrowland* aus dramaturgischen Gründen zwischen auf der einen Seite der Alltagsrealität und auf der anderen Seite der eutopischen Utopie unterschieden wird, trifft man bei in „realen“ Städten angesiedelten Filmen häufig auf eine eigene Mischung von Realität und U-/Eutopie, denn die Topographien der Städte werden dort für den Film zuweilen so verändert und angepasst, dass so etwas wie idealisierte Chimären entstehen, also utopische Eutopien bzw. Dystopien, die vielleicht auch durch das just dort Ausgeblendete und Weggelassene viel darüber aussagen, wie wir uns Städte wünschen bzw. vorstellen.

Aspekte wie die Relevanz der Imagination einer Stadt für die Wahrnehmung von deren Identität und der Film als Erkundung eben dieser Stadt und ihrer Identität werden in dem 1981 erschienenen ersten Roman *Lanark* des 1934 geborenen schottischen Schriftstellers Alasdair Gray anhand seiner Heimatstadt Glasgow thematisiert. Der Autor schrieb den Roman über einen Zeitraum von 30 Jahren und kombiniert darin realistische Beobachtungen von Glasgow mit fiktiven dystopischen Darstellungen derselben. An einer Stelle des Romans heißt es:

“Glasgow is a magnificent city”, said McAlpin. “Why do we hardly ever notice that?” “Because nobody imagines living here”, said Thaw. [...] ,[...] think of Florence, Paris, London, New York. Nobody visiting them for the first time is a stranger, because he’s already visited them in paintings, history books and films. But if a city hasn’t been used by an artist not even the inhabitants live there imaginatively. What is Glasgow to most of us? A house, the place we work, a football park or golf course, some pubs and connecting streets. That’s all. No, I’m wrong. There is also the cinema and the library. And when our imagination needs exercise we use these to visit London, Paris, Rome [...]. Imaginatively Glasgow exists as a

music-hall song and a few bald novels. That's all we've given to the world outside. That's all we've given to ourselves."<sup>5</sup>

Eine Stadt ist also mehr als nur die Orte, die man im Rahmen seines Alltagslebens frequenziert, sondern sie umfasst z. B. mit dem Kino und der Bibliothek auch jene Orte, an denen man von der Stadt mental weg und in seine Vorstellung z. B. nach London, Paris oder Rom geht – klassischen Filmstädten, d. h. nicht nur: Städten, die häufig Schauplätze von Filmen sind und daher selbst demjenigen vertraut erscheinen, der noch nie zuvor dort gewesen ist, sondern deren Gebäude durch ihre häufige Präsenz in Filmen neue, zusätzliche, künftig mit assoziierte Bedeutungen gewinnen. Dies ist es auch, was Gray meint, wenn er beklagt, dass niemand „imaginatively“ in Glasgow lebe: Eine Stadt kann folglich auch versuchen, sich durch filmische Narrationen weiteren Bedeutungsschichten zu geben oder geben zu lassen.

Ein solcher Effekt wurde bereits für Romane untersucht – in Nathaniel Hawthornes in Rom spielendem Roman *The Marble Faun* von 1860 z. B. wurden einzelne Gebäude aufgrund der Popularität nicht nur mit den Schicksalen der dort im Roman lebenden Figuren assoziiert (seit dem 19. Jahrhundert und bis heute verwenden amerikanische Touristen den Roman als regelrechten „Rom-Reiseführer“, da Hawthorne für die Niederschrift stark auf sein eigenes römisches Reisetagebuch rekurriert hatte), sondern die Gebäude wurden schließlich sogar offiziell nach diesen Figuren benannt: Der mittelalterliche „Torre della scimmia“ („Affenturm“) in der Via dei Portoghesi wird heute in Rom auch auf Englisch als „Hilda's Tower“ bezeichnet, weil dort im *Marble Faun* die engelsprachige Malerin Hilda lebt.

Analoge Prägungen von Orten durch einen Film kann man z. B. anhand der *Harry-Potter*-Filme beobachten: An der Londoner King's

<sup>5</sup> „Glasgow ist eine großartige Stadt“, sagte McAlpin. „Warum nehmen wir dies so gut wie nie wahr?“, weil sich niemand vorstellt, hier zu leben, sagte Thaw. [...] Denk an Florenz, Paris, London, New York. Niemand, der diese Städte das erste Mal besucht, kommt sich dabei fremd vor, weil er mittels Gemälden, Geschichtsbüchern und Filmen diese Orte bereits besucht hat. Aber wenn eine Stadt nicht von einem Künstler verwendet wurde, leben nicht einmal ihre Einwohner in ihrer Imagination dort. Was bedeutet Glasgow für die meisten von uns? Ein Haus, der Arbeitsplatz, ein Fußball- oder Golfplatz, einige Pubs und die alles verbindenden Straßen. Das ist alles. Nein, stimmt nicht. Da sind auch das Kino und die Bibliothek. Und die nutzen wir, wenn unsere Vorstellungskraft etwas Übung braucht, um London, Paris, Rom zu besuchen [...]. In der Vorstellung existiert Glasgow als ein Lied aus dem Varieté und in Form von ein paar schlechten Romanen. Das ist alles, was wir der Welt da draußen gegebenen haben. Das ist alles, was wir uns selbst gegeben haben.“



Cross Station baute man, nachdem 2001 der Film *Harry Potter and the Philosopher's Stone* in die Kinos gekommen war, das zum „Hogwarts Express“ führende Gleis  $9\frac{3}{4}$  nach (und zwar in zwei Schüben: 2005 ließ man erst nur einen einfachen Gepäckwagen halb in die Wand ein; seit 2013/14 ragt dort ein Gefährt aus der Wand, das dem im Film zu sehenden Modell angepasst wurde).

Angesichts der damit gegebenen Möglichkeiten kann man sich fragen, ob und inwiefern zeitgenössische Architektur vielleicht auf solche Prägnanzen rekurren kann, um weitergehende Zusammenhänge innerhalb einer Stadt zu stiften.

Dass hierbei sogar auf filmische Dystopien zurückgegriffen werden kann, um positive Verknüpfungen zu bewirken, vermag das folgende Beispiel veranschaulichen: In seinem 1967 fertig gestellten Film *Playtime* ironisiert der französische Filmregisseur Jacques Tati den damals seitens der Architekten des Internationalen Modernismus propagierten architektonischen Fortschritt, indem er ein zukünftiges Paris entwirft, das nur noch von den Bauten des Internationalen Modernismus beherrscht wird; die der Stadt eigentlich in der allgemeinen Wahrnehmung ihre Identität verleihenden historischen Gebäude, wie z. B. der Eiffelturm, der Arc de Triomphe oder die Kirche Sacré-Coeur, sind demgegenüber so von den neuen Architekturen zugebaut, dass sie kaum noch wahrgenommen werden können – nur in den zufälligen Spiegelbildern von bewegten Glastüren blitzen sie ganz kurz auf, um sogleich darauf wieder zu verschwinden (Abb. 6).

Der französische Architekt Jean Nouvel hat dies nun in zweifacher Weise in einigen seiner Projekte aufgegriffen: Inspiriert durch Tatis Film ermöglicht er z. B. in einem Gebäude wie seiner 1994 fertig gestellten *Fondation Cartier* in Paris dank entsprechend positionierter, halbtransparenter Glasflächen einkalkulierte Spiegelbilder von Gebäuden, die sich mit dem direkten Anblick weiterer Bauten in einer Art und Weise kombinieren, dass ältere wie modernere Wahrzeichen von Paris scheinbar nebeneinander zu stehen kommen, obwohl sie tatsächlich weit voneinander entfernt sind. So scheinen der *Tour Montparnasse* und der Eiffelturm nicht nur viel näher beieinander zu liegen, sondern sie werden auch in einem Arrangement zusammengespiegelt, das ihrer tatsächlichen Position zueinander nicht entspricht (der Eiffelturm müsste eigentlich links von dem Montparnasse-Turm stehen, erscheint jedoch rechts davon).



Abb. 6: Jacques Tati: *Playtime*, 1967.

Für ein späteres Projekt in Köln hatte Nouvel, passend zur Bauaufgabe eines zu errichtenden Mediaparks (ausgeführt zwischen 1987 und 2004), ursprünglich für die Gebäude von Bildschirmen geprägte Medienfassaden nach Art von Ridley Scotts Science-Fiction-Film *Blade Runner* von 1982 geplant. Da sich dieses Vorhaben jedoch als technisch nicht wirklich realisierbar und ferner als zu teuer erwies, sann er darauf,

die Idee der „Medialisierung“, d. h. der Vermittlung, auf eine alternative Weise architektonisch zu artikulieren, die zudem den vom Stadtzentrum entfernten Mediapark visuell an dieses anbindet. Geht man heute auf den Mediapark-Turm zu, so hat man den Eindruck, der Kölner Dom spiegele sich darin. Dies ist topographisch aber eigentlich gar nicht möglich, da sich der Kölner Dom, wie schon angedeutet, tatsächlich recht weit entfernt vom Mediapark befindet. Je näher man nun dem Mediapark-Turm kommt, umso mehr erkennt man, dass es sich bei den scheinbaren Spiegelbildern tatsächlich um in die Glasfassade eingelegte Fotografien handelt, die so gestaltet sind, dass sie wie Spiegelbilder wirken.

Neben weiteren historischen Bauten Kölns wie Groß Sankt Martin spiegelt die Fassade zudem scheinbar auch Wolken und Flugzeuge wider – es handelt sich bei ihnen um eine Hommage an das Vorbild, denn in Tatis *Playtime* sind nicht nur die Sehenswürdigkeiten von Paris lediglich in Form von Spiegelungen präsent, sondern zu Beginn des Films wird auch das Flughafengebäude von Paris-Orly als eine anscheinend von Wolken durchzogene und so geradezu aufgelöste Struktur gezeigt (Abb. 7). Mit diesem Bild artikuliert sich auch die von Tatis Film vermittelte Botschaft, dass die Internationale Moderne, wenn sie in Kontakt mit der Natur und den Menschen tritt, poetisiert werden kann, d. h. wenn der Mensch sie sich aneignet, anstatt sich von ihr unterwerfen zu lassen, können aus dieser Konstellation durchaus poetische Momente entstehen und die Straßen säumenden modernistisch-gebogenen Straßenlaternen visuell mit Schneeglöckchen assoziiert werden.



Abb. 7: Jacques Tati: *Playtime*, 1967.

Dass Städte jedoch durchaus auch visuell Resistenzen gegen eine bestimmte Interpretation an den Tag legen können, mag ein letztes Beispiel demonstrieren.

In Anlehnung an Gray könnte man in Bezug auf die Stadt Heidelberg sagen: „Imaginatively Heidelberg exists as a romantic place in poems, novels and movies”,<sup>6</sup> d. h., die Stadt ist dort stets ein mit „Romantik“ (im umgangssprachlichen und weniger literaturhistorischen Sinn gemeint) assoziierter Ort. Wie beharrlich sich dies selbst gegenüber anders ausgerichteten Deutungsversuchen behauptet, kann anhand der 1968 vorgelegten Verfilmung *Girl on a Motorcycle* von André Pieyre de Mandiargues‘ fünf Jahre zuvor veröffentlichtem Roman *La motocyclette* (1963) ersehen werden. In diesem von Jack Cardiff inszenierten und auch fotografierten Film verkörpert die britische Musikerin und Schauspielerin Marianne Faithfull die Titelfigur Rebecca, eine Motorradfahrerinnen, die im ersten Drittel des Films ihren Geliebten Daniel (gespielt von Alain Delon) in Heidelberg (genauer: im Gartenpavillon der Villa in der Albert-Ueberle-Straße 20 in Neuenheim) aufsucht.

Die Romanvorlage galt aufgrund der Thematik (eine an die deutsche Rennfahrerin Anke-Eve Goldmann angelehnte junge, verheiratete Frau fährt, nur mit einem Lederoverall bekleidet, durch Deutschland und lässt dabei ihre Geliebten Revue passieren) bereits als gewagt. Cardiffs filmische Adaption wurde dann (wohl nicht zuletzt auch wegen des

<sup>6</sup> „In der allgemeinen Vorstellung existiert Heidelberg in Gedichten, Romanen und Filmen als ein romantischer Ort.“

englischen Alternativtitels und dessen deutscher Übersetzung *Naked Under Leather – Nackt unter Leder*) zu einem Skandalfilm.

Obleich es in Roman wie Film um eine Frau geht, die gegen die bürgerlichen Moralvorstellungen rebelliert und zum Zeichen ihrer Abkehr von der Tradition im Buch z. B. das Brückentor der Alten Brücke in Heidelberg respektlos mit einem „Haufen Innereien auf einer Schlachterplatte“ vergleicht, porträtiert der Film Heidelberg weiterhin in idyllischen Bildern: In deutlicher Differenz zu den in der unmittelbar vorangegangenen Sequenz gezeigten modernen und bei nebliger Witterung gefilmten Stadtlandschaften, durch die Rebecca fährt, wird Heidelberg als ein sonniger, von warmen Farben geprägter Ort präsentiert. Auch die Tonspur trägt dabei ihr Übriges dazu bei, denn ausgerechnet ab dem Moment, in dem die Motorradfahrerin durch das (im Roman von ihr so geschmähte) Brückentor fährt, rhythmisiert der regelmäßige Schlag einer Kirchenglocke Rebeccas weitere Bewegung durch die Stadt, begleitet sie bis zu ihrem Ziel in Neuenheim und suggeriert damit, durch den vermittelten Einklang von Bild und Ton, beim Publikum ein Gefühl von Ordnung und Harmonie. Dieses wird zum einen durch Ausblicke verstärkt, in denen Zooms, Schwenks oder Schnitte münden und welche so das sich idyllisch darbietende Stadtbild Heidelbergs im Hintergrund der jeweiligen Szenen als deren Höhepunkte inszenieren; zusätzlich unterstützt wird dies durch die Musik, die zuvor von spannungsvollen, dynamisch-treibenden Rhythmen geprägt war, mit der Ankunft aber idyllisch-schwärmerische Züge annimmt.

Mit dieser „Romantisierung“ bleibt Cardiff der filmischen Heidelberg-Tradition von früheren Filmen wie der *The Student Prince in Old Heidelberg* (1927; Regie: Ernst Lubitsch), *Heidelberger Romanze* (1951; Regie: Paul Verhoeven, nicht identisch mit dem zuvor genannten Regisseur von *Total Recall*) oder *The Student Prince* (1954; Regie: Richard Thorpe) durchaus treu (oder auch: verhaftet) – man kann sich darüber vielleicht einerseits freuen, andererseits sich aber auch fragen, ob und inwiefern dies, wie es z. B. aktuell auch in der seit 2016 laufenden Fernsehfilmreihe *Hotel Heidelberg* wieder aufgegriffen und fortgeführt wird, zu einer sich selbst auch als modern wahrnehmenden, internationalen und dem Zukünftigen gegenüber offenen Universitätsstadt passt.

## Literatur

- Boissière, O. (1996): Jean Nouvel. Basel.
- Canudo, R. (1975): Manifesto of the Seven Arts (Documents of Film Theory, bearbeitet von J[ames] M. W[elsh], übersetzt von Steven Philip Kramer), in: *Literature/Film Quarterly*, vol. 3, no. 3, S. 252–254 ([www.jstor.org/stable/43795626](http://www.jstor.org/stable/43795626))
- Dewey, J. (1988): Kunst als Erfahrung (1954). Frankfurt.
- Grierson, J. (1932): First Principles of Documentary, in: *Cinema Quarterly* 1, No. 2, Winter, S. 67–72.
- Hawthorne, N. (1860): The Marble Faun. Boston.
- Hnilica, S. (2012): Metaphern für die Stadt: Zur Bedeutung von Denkmodellen in der Architekturtheorie. Bielefeld.
- Horwitz, M., Joerges, B. und Potthast, J. (auch Hrsg.) (1996): „Zur Einleitung“, in: *Stadt und Film. Versuche zu einer „Visuellen Soziologie“* (Schriftenreihe der Forschungsgruppe „Metropolenforschung“ des Forschungsschwerpunkts Technik – Arbeit – Umwelt am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Discussion Paper FS-II 96–503). Berlin (<https://philarchive.org/archive/JOESUF>).
- Keazor, H. (2011): ‘L’architecte fait son spectacle’ – Medienrekurse in der Architektur Jean Nouvels, in: Andreas Beyer, Matteo Burioni und Johannes Grave (Hrsg.): *Das Auge der Architektur*, München. S. 376–420.
- Mallet-Stevens, R. (1925): „Le cinéma et les arts: L’architecture“ (im Inhaltsverzeichnis auch als „Architecture et cinéma“), in: *Les cahiers du mois*, No. 16/17: Cinéma, S. 95–98.
- Medina, C. (2003): La lección arquitectónica de Arnold Schwarzenegger, in: *Arquine. Revista Internacional de Arquitectura* 23, S. 68–85.
- Mies van der Rohe, L.: „Baukunst und Zeitwille!“, in: *Der Querschnitt*, Nr. 4, 1924, S. 31–32.
- Morus, T. (1516): *Utopia*. Löwen.
- Ockman, J. (2000): Architecture in a Mode of Distraction. Eight Takes on Jacques Tati’s *Playtime*, in: Mark Lamster (Hrsg.): *Architecture and Film*, Princeton, S. 171–195.
- Puau, F. (1995): Entretien (Interview mit Jean Nouvel), in: *CinémAction* 75, S. 104–106.
- Seel, M. (2013): Die Künste des Kinos. Frankfurt am Main.

# London, Paris, Heidelberg: Die Stadt im Kriminalroman

*Marcus Imbsweiler*

## 1. Annäherung an das Thema

Erster Schritt: Stellen Sie sich vor, Sie müssten einen Vortrag über das Thema „Detektive im Krimi“ halten. Als Erstes würden Sie sich vermutlich eine Handvoll Detektivkrimis besorgen. Für ein Referat „Essen und Trinken im Krimi“ sind Kochkrimis hilfreich. Und beim Thema „Stadt im Krimi“ greifen Sie natürlich zu Stadtkrimis. Hier aber gibt es ein Problem: Dieses Untergenre existiert nicht, jedenfalls nicht dem Namen nach. Keine Buchhandlung hat ein Regal mit Stadtkrimis.

Was es allerdings gibt, ist das Gegenteil: „Regionalkrimis“. Also Romane, die gerade nicht in großen Städten spielen oder zumindest nicht zwingend, sondern in Mittelstädten, Kleinstädten oder gleich auf dem Land. Warum hat man für das eine einen Namen, für das andere nicht? Offenbar, weil „Stadtkrimi“ eine Tautologie darstellt, etwas, das gar nicht ausgesprochen werden muss: Der Standardkrimi spielt nun mal in einer Stadt, der Regionalkrimi stellt eine Sonderform oder Abweichung davon dar.

Zweiter Schritt: Wir befragen einen Experten. Vom Krimiautor Gilbert Keith Chesterton stammt die schöne Definition, Krimis seien die literarische Antwort auf die Urbanisierung der modernen Welt (“a rude, popular literature of the romantic possibilities of the modern city”, 1901). Zugespißt formuliert: ohne Stadt kein Krimi. Wir schauen uns um – und sehen uns bestätigt. Natürlich spielen die Kriminalromane des 19. und 20. Jahrhunderts in Metropolen. Schon Edgar Allan Poes *Doppelmord in der Rue Morgue* tut das, in Paris nämlich. Sherlock Holmes und Hercule Poirot ermitteln in London, Sam Spade in San Francisco, Philip Marlowe in Los Angeles, weitere Krimischauplätze sind Chicago, New York, später Berlin, Frankfurt, Hamburg. Orte, an denen

auch im realen Leben das Verbrechen angesiedelt ist. Vor allem: das große Verbrechen, die ganze Bandbreite literarisch attraktiver Menschheitssünden. Wirtshausschlägereien und Ehedramen gibt es überall; mafiose Systeme, Straßengewalt, organisierte Kriminalität dagegen hauptsächlich in der Stadt.

Dritter Schritt: Wir schauen noch etwas genauer hin und konzentrieren uns auf den deutschsprachigen Bereich. Zu den klassischen deutschen Krimtexten zählt Schillers *Verbrecher aus verlorener Ehre*. Der aber spielt auf dem Land, im Schwäbischen. Oder Droste-Hülshoffs *Judenbuche*: angesiedelt im „gebirgichten Westfalen“, weit ab vom Schuss. Zu erwähnen wäre noch E. T. A. Hoffmanns *Fräulein von Scuderi*, das zwar im Urbanen verankert ist, allerdings nicht hierzulande, sondern in Paris. Deutsche Städte hingegen werden erst relativ spät als Krimischauplatz entdeckt, etwa ab Ende des 19. Jahrhunderts. Dafür gibt es, soweit ich das sehe, einen einfachen Grund, nämlich die späte Urbanisierung Deutschlands, die ja so richtig erst nach der Reichsgründung 1871 einsetzte. Selbst Berlin ist bis zum Ersten Weltkrieg keine Metropole wie Paris, London oder New York, und entsprechend spät entwickelt sich in Deutschland eine Literatur, die Themen der Großstadt aufgreift und verarbeitet.

Ziehen wir ein vorläufiges Fazit: Der Komplex „Stadt“ scheint wichtig, wenn nicht essentiell für die Herausbildung einer spezifischen Kriminalliteratur gewesen zu sein. Allerdings sind die Ausnahmen zahlreich, gerade im deutschsprachigen Bereich, von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zum heutigen Regionalkrimi-Boom.

## 2. Beispiele

Um nun zu sehen, wie sich das Thema „Stadt“ konkret in Texten niederschlägt, möchte ich einige markante Beispiele vorstellen, und zwar historisch gestaffelt: so, dass wir uns vom zeitlich entferntesten Punkt allmählich Richtung Gegenwart vorarbeiten.

Beispiel 1: der Beginn eines Romans, dessen Autor Sie alle kennen, wenn auch nicht unbedingt als Krimiautor. Wir befinden uns immer noch im 19. Jahrhundert, in Deutschland, und der Schauplatz ist immer noch keine Stadt, sondern bloß ein Dorf. Aber hören Sie selbst.



Es war Samstagmittag vor Fastnacht.

Draußen, hart am Waldrand und fast eine halbe Wegstunde vom Dorf Hohenthal entfernt, erhob sich auf steiler Halde eine finstere, rußgeschwärzte Gebäudemasse, in deren Mitte eine rauchende Esse zum Himmel ragte: das Kohlenbergwerk „Gottes Segen“.

Eine Glocke läutete – die Schicht war zu Ende. Im Förderhaus wurde der Personenaufzug mit der Maschine gekoppelt, und bald entstieg dem schwarzen Schlund eine Schar kohlenstaubbedeckter Männer, die seit Mitternacht tief unter der Erde gearbeitet hatten, um an der Oberwelt ihr Leben fristen zu können. Andere fuhren an ihrer Stelle ein.

In den ärmlichen Dörfern des sächsischen Erzgebirges wohnen gläubige Leute. Die Männer der Feierschicht sammelten sich um den Steiger und falteten die Hände.

Nach dem gemeinsamen Gebet erhalten die Kumpel die Nachricht, dass ihnen ab sofort der Lohn gekürzt wird.

Bedrückt wandten sich die Männer ab und wateten dann in Gruppen durch den Schnee heimwärts.

Nach einer halben Stunde lagen die niedrigen, verschneiten Giebel des Dorfes vor ihnen, lauter ärmliche Hütten. Nur zwei hoben sich von den übrigen ab – das Pfarrhaus und noch ein andres, das auch nicht weit von der Kirche lag und über dessen Tür in goldenen Buchstaben auf einer Marmortafel der Spruch prangte: „Der Herr behüte dieses Haus und die da gehen ein und aus!“

Und an der Tür stand auf einem Porzellanschild: „Seidelmann und Sohn.“

Als draußen auf dem Schacht das Schichtzeichen erklingen war, hatte auch hier im Dorf Hohenthal der Küster die Mittagsglocke in Bewegung gesetzt. In dieses Geläut mischte sich das taktmäßige Geklapper der Webstühle, das seit dem frühesten Morgen schon aus den Wohnungen der Weber in das Schneegestöber hinausdrang.

Die Tür eines Häuschens öffnete sich. Ein Mädchen, in jeder Hand eine Wasserkanne, wollte heraustreten, fuhr aber rasch wieder zurück, als ein scharfer Windstoß ihm eine ganze Wolke Schnee entgegentrieb.

Im gleichen Augenblicke sprang ein junger Bursche aus dem Nachbarhaus herbei.

So beginnt Karl Mays *Buschgespenst*, ein deutschsprachiger Kriminalroman aus den 1880er Jahren, in dem sogar ein Detektiv als Ermittler auftaucht. Mit diesem Ausschnitt lässt sich schlaglichtartig erhellen, welchen Stellenwert der Autor seinem Schauplatz zubilligt. Das Ganze ist ja eine Art Kameraschwenk über die wichtigsten Orte der Handlung: erst das Bergwerk am Waldrand, dann der Ort Hohenthal mit Kirche und einigen separat herausgepickten Gebäuden. Gleichzeitig aber werden die Protagonisten der Handlung eingeführt: die Bergleute, der Pfarrer, die Kaufmannsfamilie Seidelmann, das junge Weberpaar. Und auf einer dritten Ebene wird schon hier die soziale Schichtung des Ortes offengelegt und mit ihr der Grundkonflikt des Romans: Bergleute und Weber sind arme, aber ehrliche Leute, die vom Kapitalisten Seidelmann ausgebeutet werden. Dazu kommt die Kirche als neutrale Institution, die Arm und Reich auf ein einheitliches Wertesystem verpflichtet.

Das ist natürlich holzschnittartig, wie so vieles bei Karl May holzschnittartig ist, aber es zeigt doch, dass der Autor die Eckpunkte seiner Handlung – den Kampf der Arbeiter gegen ihren Unterdrücker – konsequent aus dem Schauplatz heraus entwickelt. Oberflächlich gesehen präsentiert dieser Anfang bloß die Örtlichkeit des Geschehens; in Wahrheit liefert er eine grobe Inhaltsangabe gleich mit.

Wir kommen ins 20. Jahrhundert. Die beiden folgenden Beispiele sind nicht nur per se unterschiedlich, beim Thema „Stadt“ besetzen sie Extrempositionen. Da wären zunächst die berühmten „Locked-Room-Mysteries“, für die v. a. der Name Agatha Christie steht. Also Krimis, deren Verbrechen in verschlossenen oder schwer zugänglichen Räumen begangen wurden oder die sogar komplett in einem solchen geschlossenen System spielen: in einem abgelegenen englischen Landhaus, einem exklusiven Club oder auf einer einsamen Insel. Oder in einem Zug, wie der *Mord im Orient-Express*. Hier ist der Schauplatz quasi marginalisiert, austauschbar. Wo sich der Zug gerade befindet, ist unerheblich. Eine Verortung kommt allein durch das Personal der Romane zustande, und das ist bei Christie in der Regel ebenfalls begrenzt, nämlich die bessere englische Gesellschaft. Diese Krimis verhalten sich zum Thema „Stadt“ neutral.

Ganz anders die Paris-Krimis des französischen Autors Léo Malet. Malet hat in den 50er Jahren eine Reihe von Krimis um den Ermittler Nestor Burma vorgelegt, die nicht nur in Paris spielen, sondern jeder in einem anderen Arrondissement. Der Leser bereist die Stadt gewissermaßen anhand dieser Texte, weshalb in der deutschen Ausgabe jeder Band konsequenterweise mit einem Plan des Stadtviertels ausgestattet

ist. Und weil Malet die Geschichten sehr stringent aus den jeweiligen Gegebenheiten heraus entwickelt, aus den Örtlichkeiten, den Milieus, den Sehenswürdigkeiten, der Lokalgeschichte, kann man hier von Stadtkrimis im emphatischen Sinn sprechen. Die Stadt gibt Themen vor, der Autor führt sie lediglich aus.

Mit dem letzten Beispiel nähern wir uns vertrauteren Schauplätzen. Es handelt sich um einen Roman, den viele von Ihnen kennen werden, er spielt nämlich quasi vor der Haustür: *Selbs Justiz* von Bernhard Schlink und Walter Popp aus dem Jahr 1987. Dieses Buch wird manchmal als frühes Beispiel eines Regionalkrimis genannt, wobei zu beachten ist, dass einige Handlungsstränge ins Ausland verlegt sind. Vor allem aber, und darauf kommt es mir hier an, erfüllen die unterschiedlichen Schauplätze des Romans unterschiedliche Funktionen: Mannheim als Rückzugsort des Protagonisten, fast eine Idylle; Ludwigshafen als Ort des Bösen, als Schauplatz sowohl historischer als auch aktueller Verbrechen; San Francisco, erst Touristenziel, auf das sich Selb freut, dann Ort der Konfrontation mit eigener Schuld; und schließlich die Bretagne als Ort der Abrechnung. Um das genauer zu erläutern, müsste ich jetzt den Inhalt des Romans referieren, worauf ich aus Zeitgründen verzichte. Wichtig ist mir die Feststellung, dass Schlink und Popp die Schauplätze ihres Krimis mit Bedeutung aufladen. Städte, Örtlichkeiten haben hier, im Gefüge des Romans, eine ganz bestimmte Funktion.

### 3. Schauplatz Stadt

Und diese Feststellung nutze ich als Überleitung zum dritten Teil meines Beitrags, in dem es um solche möglichen Funktionen gehen soll. Welche Rolle spielt ein konkreter Schauplatz in einem Krimi? Wie wird er genutzt? Welche Auswirkungen hat er auf die Handlung? Ausgehend von meinen eigenen Schreib- und Leseerfahrungen, möchte ich drei Funktionen unterscheiden.

Da wäre erstens: *die Stadt als Kulisse*.

Bei dieser Funktion brauche ich mich nicht lange aufzuhalten, es ist gewissermaßen die Basis jedes Verfahrens, das städtische Kontexte in einen Krimtext einbindet. Das kann sehr skizzenhaft geschehen, bis hin zur Neutralisation des Ortes à la Christie; es kann aber auch sehr ausführlich erfolgen, mit der Nennung von Straßennamen und Hausnummern und kleinster Details, wie es in vielen Regionalkrimis geschieht.

Kulisse bedeutet in diesem Fall, dass Schauplatz und Handlung weitgehend unabhängig voneinander sind. Hintergrund und Vordergrund, wenn Sie so wollen. Man nehme die Stadt X – zum Beispiel Heidelberg – und statte sie mit einem Verbrechen aus, das man an möglichst attraktiven Stellen der Stadt platziert. Die Leiche im Schlosshof, die Verfolgungsjagd in der Plöck, der Showdown im Emmertsgrund ... Sofort kommt das Kopfkino in Gang, und man kann nicht leugnen, dass das Zusammentreffen von vertrauter Kulisse und nicht vertrautem Geschehen (wozu Verbrechen in der Regel ja zählen) einen speziellen Reiz ausübt. Auf diesen Kontrast setzen viele Krimis, vor allem im Regionalkrimibereich.

Das Verfahren ist natürlich legitim, trotzdem sehe ich ein paar Nachteile, die ich kurz nennen möchte.

Nachteil 1 wäre die Fehleranfälligkeit. Sie können als Autor noch so gründlich recherchieren, irgendwann schleicht sich bei der Beschreibung Ihrer Schauplätze ein Fehler ein, und das wird innerhalb eines Settings mit realistischem Anspruch nicht verziehen. Die Kulisse muss stimmen!

Nachteil 2: die Frage der Aktualität. Reale Kulissen verändern sich, Texte bleiben. Wenn Sie vor fünf Jahren die Bahnstadt zum Schauplatz eines Krimis gemacht haben, entspricht der Roman heute längst nicht mehr den Gegebenheiten vor Ort, und in fünf Jahren wird das wieder anders aussehen.

Nachteil 3: die Beliebigkeit der Kulisse. Wenn die Handlung eines Romans mit der Umgebung, in der er spielt, nichts zu tun hat, dann wird diese Umgebung austauschbar – egal, wie detailgenau sie protokolliert ist. Heidelberger Straßennamen allein machen noch keinen Heidelberg-Krimi.

Erst recht nicht – und damit sind wir bei Nachteil 4 –, wenn Handlung und Örtlichkeit erkennbar nicht zueinander passen, wenn sie sich, im Extremfall, widersprechen. Nun ist niemand so töricht, einen Studentenkrimi in einer Stadt ohne Universität anzusiedeln. Ich denke da eher an den schon erwähnten Kontrast von beschaulicher Umgebung und brutalem Verbrechen, der schnell ins Effekthascherische oder Groteske kippt. Natürlich können Sie noch im idyllischsten Kraichgau-Städtchen einen Hannibal Lecter durch die Gassen streichen lassen, aber das sollte textlich wohlbegründet sein.

Und damit komme ich zur zweiten möglichen Funktion von Stadt im Krimi: dass Handlung und Lokalität in einem inhaltlich engen Bezug zueinanderstehen.

Diese Funktion nenne ich: *die Stadt als Souffleuse*.

Jede Stadt ist anders. Jede Stadt hat ihre Geschichte, ihre Gegenwart, ihr Profil, ihre Themen. Wenn Sie einen Text, egal ob einen Krimi oder einen anderen Roman, über eine konkrete Stadt schreiben wollen, brauchen Sie im Grunde nur zu lauschen, welche Themen, welche Geschichten Ihnen die Stadt vorgibt. Es geht dabei nicht um Äußerlichkeiten – also nicht um Straßennamen; auch nicht um den Dialektsprecher, den ich zwecks Authentizität aus der Tasche ziehe –, sondern es geht mir um innere Bezüge von Figuren und ihren Handlungen zum städtischen Kontext, zu den vor Ort existierenden Problemen, Konflikten, Trends, Bedürfnissen. Das Ideal wäre ein Roman, der so nur in der Stadt funktioniert, in der er angesiedelt ist. Ich weiß nicht, ob es solche Romane gibt. *Berlin Alexanderplatz* vielleicht, da weist der Titel ja schon explizit auf eine konkrete Verortung hin. Oder, mit Blick auf Krimis, die erwähnten Paris-Romane von Léo Malet – möglicherweise. Aber bleiben wir hier vor Ort: Für welche Themen steht Heidelberg? Für das Thema Universität natürlich, Forschung, Wissen, Geistesarbeit. Für Romantik, heile Welt, Geschichtsträchtigkeit. Für Stadtentwicklung, Kultur, Bildung, Sport. Für spezielle Milieus: Akademiker, Singles, Alteingesessene usw. Man könnte auch umgekehrt fragen: Wofür steht Heidelberg nicht? Was würde man in einem Heidelberg-Krimi eher nicht verarbeiten? So viel lässt sich da gar nicht finden, ist mein Eindruck. Mit Industriethemen wird es schwierig, harte Arbeitskämpfe würde man eher in Mannheim ansiedeln als hier. Auch Grenzlandthemen liegen trotz der Nähe zu Frankreich nicht auf der Hand. Sonst allerdings hält Heidelberg ein recht großes Spektrum an Themen bereit, größer jedenfalls als andere Städte. Und dieses Spektrum literarisch umzusetzen, hat nach wie vor seinen Reiz.

Dennoch sehe ich auch bei diesem Modell, dem Modell „Souffleuse“, eine Schwäche. Dann nämlich, wenn ich mich inhaltlich im Klein-Klein des Allzutypischen, Allzuspezifischen verliere. Wenn Sie einen Krimi über die Bahnstadt schreiben, dürften sich die Leser außerhalb von Heidelberg vermutlich mehr für das große Thema der Stadtteilentwicklung interessieren als für die Problemchen vor Ort, etwa die Farbe der Pflastersteine oder die Algenproblematik im dortigen Wasserlauf.

Nun fehlt noch eine Möglichkeit, den Komplex Stadt literarisch fruchtbar zu machen, und diese dritte Funktion nenne ich: *die Stadt als Bühne*. Hierzu erlaube ich mir, mich selbst zu zitieren.

Das Theater, so habe ich einmal gelesen, hält der Gesellschaft einen Spiegel vor. Da haben reiche Säcke und arme Schlucker ihren Auftritt, Wichtige und Unwichtige, Pechvögel und Glückspilze. Die einen treten, die anderen werden getreten. Für die Besucher eines Theaters gilt das übrigens auch. Während sich unsereins um die letzten freien Plätze im Parkett prügelt, schauen die Spitzen der Gesellschaft aus ihren Logen belustigt auf uns herab. Und von den Leuten, die sich im dritten Rang auf den Stehplätzen drängeln, nimmt niemand Notiz. Mit denen wollen wir nichts zu tun haben.

Auch auf Heidelberg's Theater trifft dies zu und erst recht auf das größte Theater der Stadt: den Bergfriedhof.

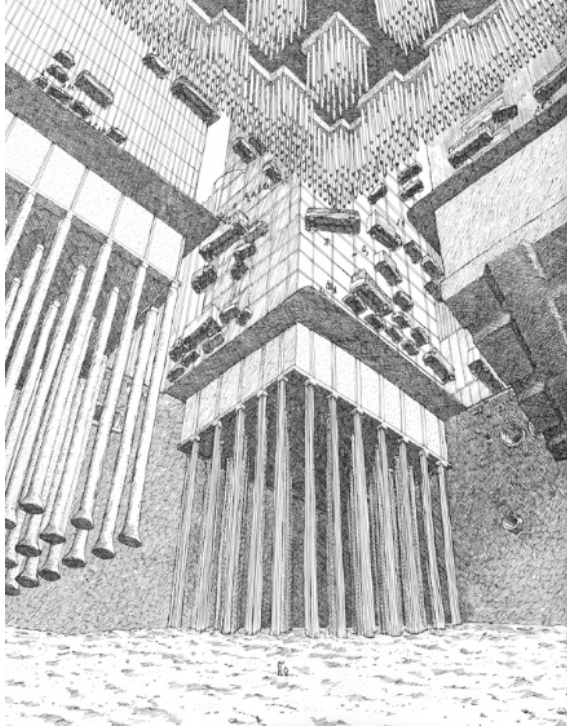
Der Anfang meines ersten Heidelberg-Krimis *Bergfriedhof*. Der Erzähler führt dann noch im Detail aus, wie er dazu kommt, einen Friedhof als Theaterraum zu bezeichnen – auch auf dem Bergfriedhof gibt es Parkettplätze, Logen und Oberränge –, aber das können wir uns sparen. Das Entscheidende ist die Tatsache, dass hier ein Gräberfeld als Sinnbild für den Zustand einer Gesellschaft dient. Die Hierarchie der Friedhofsanlage spiegelt die soziale Ordnung der Lebenden. Ob das so stimmt, soll heißen: Ob es unsere Heidelberger Realität abbildet, ist erst einmal zweitrangig. Hier im Roman geht es um eine literarische Realität, um die Realität des Textes, die allerdings von einer konkreten Beobachtung vor Ort ihren Ausgang nimmt.

Was passiert also? Ein gegebener Schauplatz wird mit einer Bedeutung ausgestattet, die er vorher nicht hatte. Er wird zur Bühne für ein Geschehen, das ihm bis dato nicht eingeschrieben war. Denn genau das ist das Thema im Roman „Bergfriedhof“: die sozialen Verwerfungen, die Scharmützel zwischen Oben und Unten, das Gerangel um die besten Plätze. Wie gesagt: Ob das dann wiederum mit unserer Realität übereinstimmt, ob es unsere Alltagserfahrungen wiedergibt, diese Entscheidung fällt allein der Leser.

Wenn ich Schauplätze so überschreibe, wenn ich sie mit einer zusätzlichen Bedeutung ausstatte, verändere ich sie natürlich. Durch Wechsel der Perspektive, durch Überzeichnung, manchmal auch durch konkrete Eingriffe in Vorhandenes. Ein Friedhof ist nun mal kein Theater; in meinem Roman ist er es doch. Das scheint der Forderung nach Authentizität zu widersprechen, der Krimis generell und Regionalkrimis im Besonderen unterworfen sind. Scheint – denn neben der sichtbaren Realität einer Stadt gibt es weitere Realitäten, die sich der

schlichten Abbildbarkeit entziehen. Verborgene Realitäten, untergründige, denen ich nur auf die Spur komme, wenn ich die Stadt nicht nur als Kulisse und Themenpool begreife, sondern als Bühnenraum, als Raum mit Spielcharakter – gerade wenn es um Verbrechen geht, um Gewalt, die tief in uns verborgen ist.

Um das Gesagte durch eine Abbildung zu verdeutlichen: Man kann eine Stadt so betrachten – oder so:



**Abb. 1:** Macaulay: *Underground*, 2008.

Auch das ist Stadt, sie existiert; aber wir werden sie niemals so sehen. Nur in unserer Fantasie. Aus diesem Grund lasse ich meine Protagonisten gern in solche Unterwelten hinabsteigen, in eine Stadt unter der Stadt. Das sind dann oft, aber nicht immer, real existierende Gänge, Höhlen, Keller, Verstecke, in denen sie Erfahrungen machen, wie sie an der Oberwelt niemals möglich gewesen wären: Sie stoßen auf Geheimnisse, sie tauchen in die Vergangenheit ab oder werden mit sich selbst konfrontiert. In einer Kurzgeschichte habe ich einen jungen

Mann beschrieben, der Heidelberg nicht als Ansammlung von Gebäuden wahrnimmt, sondern als lebendigen, begehrenswerten Körper. Der ein erotisches Verhältnis zu dieser Stadt hat, seit er hier seine große Liebe traf. Und weil niemand in der Lage ist, seinen sehr speziellen Blick auf die Stadt zu teilen, wird er zum Täter.

#### 4. Resümee

Ich fasse zusammen: Soweit ich das sehe, gibt es drei Funktionen des Themas „Stadt“ im Kriminalroman. Kulisse – da geht es um die Gegebenheiten einer Stadt; Souffleuse – die Themen einer Stadt; Bühne – die Potentiale einer Stadt. Und mit dieser dritten Funktion hat sich die Zielrichtung meines Vortrags unmerklich verändert. Denn bis hierhin ging es ja immer um die Frage, wie konkrete Schauplätze im Kriminalroman Verwendung finden. So legt es ja auch der Titel meines Vortrags nahe: „Stadt im Krimi“ – zugespitzt formuliert: Raum schafft Literatur. Aber, und das dürfte jetzt klargeworden sein, dieses Verhältnis gilt auch in der umgekehrten Richtung: Literatur schafft Raum. Krimis erfinden Städte. Alle Krimis tun das, ob nun bewusst oder unbewusst: durch die Auswahl bestimmter Schauplätze, bestimmter Figuren oder Ereignisse, auch durch Weglassen von Informationen sowie vor allem durch Verknüpfung mit Emotionen. Der Blick des Lesers wird gelenkt, und durch diese Lenkung lässt sich das Bild, das er von einer Stadt bekommt, prägen oder zumindest beeinflussen: Idylle oder Abgrund, Wunschtraum oder urbane Hölle. Denken Sie an das Bild von Heidelberg als Stadt der Romantik, als heile Welt, als unzerstörte Perle Deutschlands. Dieses Bild ist von der Kunst erzeugt, von Gedichten, Dramen, Filmen und Musik. Und wir alle wissen, dass dieses Bild Fiktion ist, dass es mit der Realität nicht oder nur in Teilen übereinstimmt.

Literatur schafft Raum. Noch ein Beispiel aus dem Regionalkrimisektor: Mit seiner Eifel-Krimiserie ist dem Autor Michael Preute alias Jacques Berndorf etwas ganz Verrücktes gelungen. Der Schauplatz seiner Bücher wird von vielen Lesern als derart attraktiv wahrgenommen, dass sie ihn unbedingt einmal aufsuchen möchten: die Eifel als Pilgerziel für Krimifans, inklusive Spaziergang über den „Eifel-Krimi-Wanderweg“ und hinterher ein Gläschen „Eifel-Blut“. Darüber kann man schmunzeln, natürlich, es zeigt aber die Wirkmächtigkeit von Literatur, von Fiktionalität. Und deshalb kann ich mich nur wundern, warum das Heidelberger Stadtmarketing nicht schon längst auf uns Krimiautoren



zugekommen ist, um genau diese Wirkmächtigkeit zu nutzen. Warum stattet man uns nicht mit üppig dotierten Verträgen aus, in denen wir verpflichtet werden, maßgeschneiderte Heidelberg-Bilder – Images – literarisch zu vermitteln? Zum Wohle der Stadt? Nun, wahrscheinlich hat das eine Kommune wie Heidelberg nicht nötig.

### Ausgewählte und weiterführende Literatur

- Imbsweiler, M. (2007): Bergfriedhof, Meßkirch.  
Imbsweiler, M. (2010): Frontsignale, Saarbrücken.  
Imbsweiler, M. (2017): Spätlese, Meßkirch.  
Imbsweiler, M. (2018): Achtundachtzig, St. Ingbert.  
Malet, L. (o.J.): Bilder bluten nicht, Frankfurt.  
May, K. (2004): Das Buschgespenst (Gesammelte Werke 65), Bamberg und Radebeul.



# Fiktionen schaffen Räume – Räume sind Bühnen

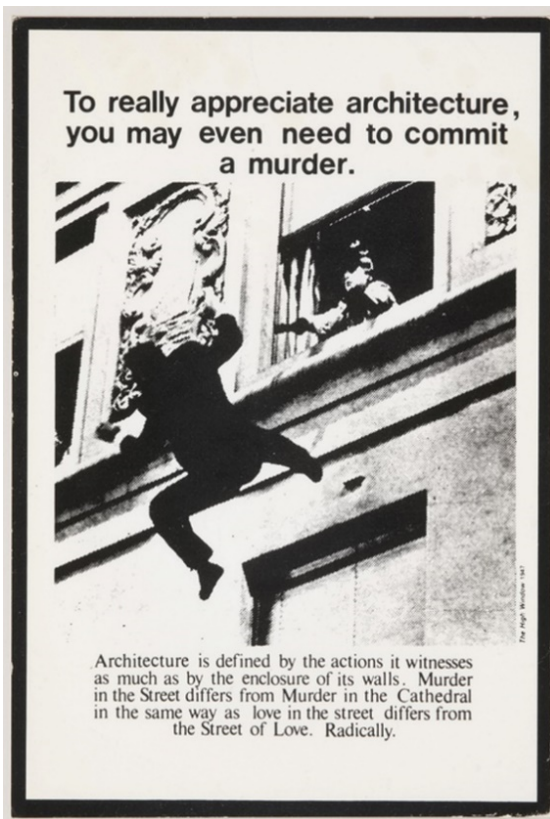
*Carl Zillich*

Obwohl wir uns der Kraft von Räumen – anders als der eines literarischen Werkes – nicht entziehen können, sind es doch die Handlungen, die wir dort vollziehen oder erleben, die mit dem Ausdruck der Architektur konkurrieren. Bernard Tschumi hat dies mit seinen „Advertisements for Architecture“ (1976/77) prägnant in Kombination von Bild und theoretischer Reflexion herausgearbeitet: Etablierte Funktionsbeschreibungen von Räumen oder Häusern werden radikal in Frage gestellt, wenn zum Beispiel das Fenster in einem höhergelegenen Stock eines historischen Gebäudes zu einem Mordinstrument wird (Abb. 1). Damit wird der Bühnencharakter des Raums – wie ihn auch Marcus Imbsweiler in der Form von Stadt zu inszenieren weiß – durch einen Perspektivwechsel herausgearbeitet und überschrieben (s. Beitrag Imbsweiler in diesem Band). Ein Mord hilft beiden, Architekt und Autor, die Komplexität und Intensität der Schichtung von Zeit, Raum und menschlichen Beziehungen in Szene zu setzen. Tschumi entwirft Räume und Nutzungszusammenhänge, Imbsweilers Fiktionen bespielen die Stadt als Bühne. Dieser Verwandtschaft war auch Winston Churchill auf der Spur, als er bezogen auf die Relation der Raumkonfiguration des britischen Parlamentes und dessen Arbeitsweise feststellte: „We shape our buildings and thereafter they shape us.“

Aktuell geben sich die Menschen allzu oft mit Kulissen zufrieden, die ohne tiefere Gestaltungsanspruch daherkommen. Glaubten wir mit der Vielschichtigkeit des Heidelberger Schlosses – als Repräsentationsbau wie als Zeugnis von Brüchen der Geschichte – geklärt zu haben, was Denkmalschutz ausmacht, führt uns die neue Altstadt von Frankfurt vor Augen, wie gerne wir uns den Souffleusen der Rekonstruktion hingeben. Unsere Baukultur ist damit nur noch einen kleinen Schritt davon entfernt, zum Beispiel die Atmosphäre von Venedig in

Einkaufszentren auferstehen lassen zu können, wie es andernorts versucht wird. Ohne gestalterische Komplexität, räumliche Überlagerungen und gedankliche Stolperfallen wird auch das Verhältnis von Geschichte(n) zum Raum fad wie ein Groschenroman.

Die Internationale Bauausstellung (IBA) Heidelberg stellt sich der Herausforderung, für die Transformationen der Wissensgesellschaft neue räumliche Lösungen zu finden, die keine Kulisse, sondern Bühne des Lebens sind. Die Handlungen und Erfahrungen von Menschen stehen also ebenso im Zentrum des Kriminalromans wie im Zentrum der Architektur. Der (Stadt-)Raum bietet die Bühne, die es in ihren Potentialen in jeder Epoche, in jedem Roman, in jedem Gebäude, an jedem Ort immer wieder neu zu entwerfen gilt.



**Abb. 1:** Eine Postkarte aus der Serie „Advertisements for Architecture“ (1976/77), © Bernard Tschumi Architects.

# Ist das wirklich noch meine Stadt? – Authentische Städte aus kommunikativer Sicht

*Ekkehard Felder und Günter Leypoldt*

Manche sehen in der Authentizität das ethische Ideal der späten Moderne, andere ein modisches Hochwertwort wie etwa „Nachhaltigkeit“ oder „Freiheit“. Die Forderung nach dem Authentischen wird heute nicht nur auf Menschen, kulturelle Praktiken und Kunstwerke, sondern auch auf Bauwerke und Städte übertragen. Das Ziel, Stadträume auf authentische Weise zu gestalten, scheint zu einer in unserer Kultursphäre weit verbreiteten Erwartungshaltung zu gehören. Ungeklärt ist dabei, inwieweit man Authentizität als fundamentale Eigenschaft oder kommunikative Zuschreibung verstehen kann.

Zunächst soll das Problem urbaner Authentizität am Beispiel von Brooklyn erläutert werden. Danach soll mit Hilfe der linguistischen Diskursanalyse gezeigt werden, wie das Reden über authentische Städte in der Öffentlichkeit funktioniert. Dabei wird deutlich, dass die Vorstellung authentischer Städte einerseits auf unbestimmten Sehnsuchtsphänomenen basiert, andererseits auch immer wieder für strategisch-diskursive Deutungskämpfe in der Debatte über Stadtentwicklung funktionalisiert wird.

## 1. Einführende Bemerkungen

Es ist Ihnen beim Lesen des Titels vielleicht die Frage gekommen, warum das Reden über Städte überhaupt wichtig sein soll. Städte sind Städte, Gebäude sind Gebäude, Plätze sind Plätze, Dönerbuden sind Dönerbuden. Mag bei einem Beziehungskonflikt das Sprechen über verletzte Gefühle und Erwartungen gegebenenfalls noch ein sinnvoller

Wegweiser sein, so gewiss nicht bei konkreten Bezugsobjekten in der Welt wie einer Stadt. Die sieht man ja – und zwar mit den eigenen Augen. Die direkte Replik auf diese Voreinstellung lautet: weit gefehlt.

Die Gegenrede soll mit Hilfe eines großen Medienkorpus objektiviert werden: Es gibt nämlich eine erstaunliche Diagnose, wenn man in einem journalistischen Korpus (Näheres dazu auf S. 130) nachschaut, das 25 Jahre – den Zeitraum von 1991 bis August 2016 – umfasst und das mit dem Suchausdruck „authentisch“ oder „Authentizität“ zusammengestellt wurde (d. h., eines der beiden Wörter musste in einem Zeitungs- oder Online-Text vorkommen, um diesen in unser Untersuchungskorpus aufzunehmen). Sucht man also in diesem Textkorpus, welches Wort am häufigsten mit dem Adjektiv „authentisch“ kombiniert wird (also „authentisches X“ oder „authentisches Y“), so ist dies das Wort „Ort“ – und zwar im Singular und Plural. Gemeint sind Formen wie „authentischer Ort“, „authentische Orte“ usw.

Und welches sind die zweit-, dritt-, vierthäufigsten usw. Wortpartner (Kollokationen) des Adjektivattributs „authentisch“? Folgende Ergebnisse sind bei der Recherche in diesem Zeitungskorpus bzw. journalistischen Online-Korpus (mit 176.800 Texten und mehr als 142.064.135 Mio. Wörtern) herausgekommen:

*Authentisches Bild, authentische Geschichte, authentischer Fall, authentischer Eindruck, authentische Stimme* (13. Platz), *authentische Musik, authentisches Material, authentischer Einblick, authentische Küche* – und abschließend, hier soll die Aufzählung enden – *authentische Art* (17. Platz), *authentische Weise* (18. Platz), *authentischer Charakter* (21. Platz).

Wie es mit unseren Voreinstellungen auch bestellt sei, die Befragung des Korpus belegt eindrucksvoll: Das Reden über Orte und Authentizität und damit auch über Authentizität und Städte ist in der öffentlichen Berichterstattung sowie in der veröffentlichten Meinung von zentraler Bedeutung.

## 2. Der Zusammenhang von Authentizität und Urbanität

Es stellt sich also die Frage nach dem Träger des Authentischen – anders formuliert: Wer oder was kann authentisch sein bzw. wem oder was wird Authentizität zugeschrieben? In der Literatur wird gewöhnlich unterschieden zwischen *Subjektauthentizität* und *Objektauthentizität* oder auch *materialer, personaler* und *ästhetischer Authentizität*

(Krämer 2012, S. 25). Das spielt im Folgenden keine Rolle, uns interessiert heute ausschließlich die Zuschreibung von Authentizität in Bezug auf Konkreta – genaue Objekte, Gegenstände, Orte, Räume, Umgebungen, Materialien, Produkte, die in Bezug zur Stadt stehen (also die Authentizität im urbanen Kontext).

Unternimmt man im Textkorpus noch eine zweite Suchanfrage und schaut nach Wortverbindungen mit dem Substantiv „Authentizität“ (also welche Wortpartner dem Substantiv „Authentizität“ an die Seite gestellt werden), so stoßen wir im Sinnbezirk von *Stadt – Land* erneut auf bezeichnende Ergebnisse, nämlich auf *römische Authentizität*, *alpine Authentizität*, *lokale Authentizität*, *Münchener Authentizität* und *regionale Authentizität*. Nicht minder interessant sind Komposita wie *Straßen-Authentizität* und *Ghetto-Authentizität*.

Was lässt sich daraus ableiten? Nicht nur Menschen, Kunstobjekte, Geschichten etc. werden im öffentlichen Diskurs mit dem Hochwertkonzept der Authentizität belegt, sondern auch Städte oder Teile von Städten.

### 3. Was sind Hochwertwörter?

Als *Hochwertwort* bezeichnen wir in der Sprachwissenschaft Wörter, die anscheinend rundum ein hohes Prestige genießen, weil sie positiv bewertete Referenzen hervorrufen oder eben solche Konnotationen aufweisen. Diese Wörter konzeptualisieren in der Regel einen Sachverhalt derart positiv, dass von einem *Hochwertkonzept* gesprochen werden kann. Authentizität scheint laut Korpusrecherche auch dazuzugehören – dies zeigen unsere Untersuchungen. Denn Authentizität wohnt als Hochwertphänomen in vielen Verwendungsweisen etwas Normativ-Verpflichtendes inne: Authentizität wird zu einer anzustrebenden Orientierungseinheit. Die Verwendungsweisen von *authentisch* bzw. *Authentizität* legen offen, dass dem damit etikettierten Sachverhalt eine unstrittige und hohe Anziehungskraft zuerkannt wird.

Wie ist dieser Befund zu belegen? In einer Vielzahl von Zeitungsbelegen wird expliziert oder impliziert, dass Personen oder Gegenstände authentisch wirken sollen oder eine so diagnostizierte Wirkung positiv eingeschätzt wird oder – im Umkehrschluss – dass jemand oder etwas nicht authentisch wirkt. Durch die „Strahlkraft“ des Hochwertkonzepts *Authentizität* sollen die Wortpartner in der Regel aufgewertet werden oder zumindest in positivem Licht erscheinen. Aber es gibt auch

gegensätzliche und kritische Stimmen metareflexiver Art – manche sprechen beim Verweis auf die Authentizität von einem Fetisch, einer Leerformel oder einem Sehnsuchtsphänomen, das unerreichbar sei.

Im Folgenden soll zunächst einmal der Begriff der Authentizität etwas näher beleuchtet und anschließend am Beispiel von Brooklyn in New York City bezüglich der Wahrnehmung authentischer Stadtatmosphären diskutiert werden.

#### 4. Zum Begriff der Authentizität

Authentizität ist ein schillernder Begriff, der sich auf zwei Phänomene beziehen kann, die uns in der Alltagserfahrung auch gut bekannt sind, aber nicht immer auseinandergehalten werden. In dem einen Fall bezeichnet das Authentische das Echte, Ursprüngliche, Originale. Diese Dimension des Begriffs wird deutlich, wenn man etwa an die für den Kunsthandel relevante Frage denkt, ob ein Gemälde echt oder eine Fälschung ist. In der zweiten, etwas komplexeren Semantik bedeutet authentisch zu sein, einem Ursprung oder einem Inneren gerecht zu werden, etwa wenn wir über einen Menschen sagen, er sei authentisch, und damit meinen, dass er sich nicht verstellt oder uns nichts vorspielt, sondern ganz „er selbst“ sei. Wir können auch über die Authentizität einer Kultur sprechen und damit meinen, dass irgendwo eine westafrikanische – im Gegensatz etwa zu einer fernöstlichen – kulturelle Identität zum Ausdruck kommt. Diese Art der Kategorisierung liegt oft auch der Rede über Subkulturen zugrunde, wenn etwa bei Rappern der Begriff der *street credibility* ins Spiel gebracht und damit die Frage gestellt wird, ob die gewählten Ausdrucksformen wirklich auch aus dem inneren Erleben dieser Subkultur stammen oder ob sie eher aufgesetzt sind (z. B. von einer Kulturindustrie appropriiert).

Es lohnt sich hier, für einen Moment über die Logik dieser Begrifflichkeit nachzudenken. Die Rede von individueller oder kultureller Authentizität beruht auf einer Unterscheidung zwischen Innerlichkeit und Äußerlichkeit. Diese Unterscheidung ist relativ modern, denn sie erreicht erst in der Romantik – also um 1800 – eine breitere gesellschaftliche Relevanz. Es ist bekannt, dass sich in der Romantik ein Menschenbild etabliert, in dem die Erreichbarkeit eines guten Lebens davon abhängt, ob man sein Inneres zum Ausdruck bringen kann. Für jemanden wie den französischen Philosophen Jean-Jacques Rousseau wird es plötzlich wichtig, in der eigenen Lebensführung einer Art „inneren



Stimme“ zu folgen, wie er es nennt, nicht nur um ethisch zu handeln, sondern auch um die Voraussetzung für ein erfülltes Leben zu erreichen (Taylor 1989, S. 362 f.) – die Voraussetzung dafür, sich nicht von sich selbst zu entfremden. Die Entfremdungsthematik kann man sich vor 1800 noch nicht gut vorstellen; für die Philosophien des 17. und frühen 18. Jahrhunderts bedeuten Freiheit und Selbstbestimmtheit vor allem das Recht auf körperliche Unversehrtheit. Wenn mich der Staat nicht wegen meiner Gesinnung oder Religion ins Gefängnis bringen kann, dann bin ich frei, d. h. in der Lage, mein „eigenes Leben“ zu leben. Mit der Etablierung einer modernen Authentizitätsvorstellung nach 1800 wird es dagegen möglich, Unfreiheit auch im Sinne eines falschen Bewusstseins zu definieren. Mein Ich wird durch eine mir äußerliche Ideologie, die mich von meinem inneren Kompass und damit auch von mir selbst entfremdet, kolonisiert.

## 5. Authentische Stadt am Beispiel des Strukturwandels in Brooklyn seit 1990

Wie wirken sich diese Konzepte nun aus, wenn wir über die Stadt sprechen? Im Städtebau zeigt sich die Unterscheidung zwischen authentischen und unauthentischen Orten oft im Sinne historischer Echtheit. Denken Sie etwa an den Unterschied zwischen dem Heidelberger Schloss und dem Schloss Neuschwanstein in Bayern. Das Heidelberger Schloss wird von seinen Besuchern oft als authentischer wahrgenommen, weil es in seinem Originalzustand (d. h. im Zustand seiner Zerstörung im späten 17. Jahrhundert) belassen wurde, während Neuschwanstein erst im späten 19. Jahrhundert als neomittelalterliches Märchenschlösschen entstand, das mehr mit Richard Wagner als mit einem wirklichen Mittelalter zu tun hat. Hierbei drängt sich der Begriff der *Disneyfizierung* der Geschichte auf (tatsächlich hat Walt Disney in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts die Silhouette von Neuschwanstein für sein Markenzeichen übernommen). Die Rede von der *Disneyfizierung* meint die Produktion von historischem Kitsch, eine Thematik, die Städteplaner\*innen und -bewohner\*innen immer wieder beschäftigt, zuletzt etwa in der national geführten Debatte über den Wiederaufbau des Berliner Schlosses in seiner ursprünglichen barocken Fassade – auch hier standen Disneyfizierungs- und Kitschvorwürfe im Raum.

Wir möchten nun aber auf einen anderen Aspekt der Wahrnehmung authentischen Städtebaus eingehen, der weniger mit geschichtlicher

Authentizität als mit authentischen *Lebensstilen* in den neuen urbanen Innenstadtdlandschaften zu tun hat, die erst im Zuge der sogenannten Urban Renaissance seit den 1980er Jahren entstanden sind. Lassen Sie uns kurz den Kontext erläutern. Mit dem Soziologen Andreas Reckwitz könnte man herausstellen, dass die Zeit zwischen 1920 und 1980 städtebaulich durch die industrielle Moderne geprägt war. Die industrielle Moderne tendierte primär zur funktionalen Stadt, in der soziale und räumliche Standardisierung durch „serielles Bauen“ gefördert wurde, d. h. durch die Produktion mehr oder weniger austauschbarer Räume, die der Stadt dadurch auch eine gewisse „Gesichtslosigkeit“ gaben, wie Reckwitz formuliert (2017, S. 314–17, 383–84). Dagegen hat die Renaissance der Innenstädte seit 1980 zu einer Situation geführt, in der sich Städte immer mehr als besondere Orte inszenieren, die nicht mehr austauschbar, sondern authentisch sein wollen und entsprechend auch durch ein Städtebranding vermarktet werden. Demgemäß versuchen Städte nun, ihre „Alleinstellungsmerkmale“ oder ihren „individuellen Charakter“ zu vertiefen und auch zu bewerben, um sich in einem Aufmerksamkeitsmarkt zu präsentieren, in dem es darum geht, mit Atmosphären des authentischen Wohnens das beste Humankapital anzuziehen.

Ein wichtiges Spielfeld in diesem Aufmerksamkeitsmarkt ist, neben der Wiederbesiedlung der Innenstädte, auch die Neubesetzung von alten Industrieflächen. Es gibt in Europa einige eindruckliche Beispiele – von den stillgelegten Zechen im Ruhrpott bis zu den Docklands in London. Wir möchten hier jedoch den Strukturwandel in Brooklyn als Beispiel anführen, dem Stadtteil von New York City, der zwischen 1990 und 2010 eine auch international recht ikonische Urban Renaissance durchlaufen hat, die insbesondere von einem Bezirk in North Brooklyn namens Williamsburg ausging. Wenn wir eine Aufnahme von Williamsburg in den 1980ern betrachten, sehen wir eine Gegend, die praktisch unbewohnbar geworden ist und in der nur noch Leute wohnen, die es nicht geschafft haben, wegzukommen. Typisch für diesen Niedergang sind verfallene Wohnblocks, die in den USA auch verstärkt mit höheren Verbrechensraten und einer Ghettoisierung von Minderheiten einhergehen. Ebenfalls typisch, als Symptome des Niedergangs einer Wirtschaft, die auf Industriekapitalismus basiert, sind leerstehende Fabrikgebäude.

Die Wende in Williamsburg begann, als diese Viertel in den späten 1980er Jahren plötzlich von jungen Künstler\*innen bewohnt wurden,

die sich die Mieten in Manhattan nicht mehr leisten konnten. Wir können hier vielleicht einen Blick auf eine Karte von New York City werfen, in der ein *Bohemian Index* abgebildet ist (Florida 2002, S. 55–71), der die Dichte von Künstler\*innen pro Quadratkilometer zeigt, die, wie man erkennen kann, in Manhattan sehr hoch ist. In Manhattan befindet sich das künstlerische „Establishment“ mit den teuersten Galerien und dem größten Prestige in der zeitgenössischen Kunstwelt – und mit entsprechend hohen Wohnungsmieten. Die Künstler\*innen, die um 1990 über den East River nach Brooklyn strömen, sind eher frisch von der Kunsthochschule, d. h., sie besitzen noch keine nennenswerten Verbindungen zum Kunstweltestablishment und entsprechend wenig finanzielle Ressourcen. Sie werden von den niedrigeren Wohnungsmieten in Brooklyn angezogen und verändern durch ihr Kommen die dortige kulturelle Landschaft. 1992 ist in einer Coverstory des *New York Magazine* von einer „New Bohemia“ die Rede, und das Coverfoto zeigt, wie die verlassene postindustrielle Stadtlandschaft mit Szenecafés besetzt wird, in denen die sogenannten „Hipster“ leben (Gooch 1992, S. 24). Auf der ersten Seite des Artikels wird ein Künstler auf der verlassenen Ruderallfläche der heruntergekommenen Hafengegend von North Brooklyn gezeigt, mit Blick auf die Skyline von Manhattan. In dieser Darstellung werden die jungen Künstler\*innen als junge Wilde dargestellt, die sich als viel authentischer präsentieren als die etablierte Kunstwelt in Manhattan, die in diesem Artikel als „yuppiefiziert“ und auch „kommerzialisiert“ abgewertet wird – die Philister sind im glitzernden Manhattan, die wahren Bohemiens im viel ungeschliffeneren North Brooklyn. Die Abgerissenheit der Hafengegend von Williamsburg, die höhere Verbrechensstatistik und der herumliegende Metallschrott werden zur Signatur des Authentischen. Entsprechend wird die Kunstszene in Williamsburg als erdiger wahrgenommen, schmutziger, näher an der Fülle des Lebens – im Gegensatz zur viel zu polierten Geschmackskultur Manhattans. Ein weiterer Ausdruck des Authentischen ist eine neue Partykultur, die in Williamsburg entsteht – „the art of the party“ wird dies in den frühen 1990ern genannt, wenn in den alten leerstehenden Fabrikhallen zu Technomusik getanzt wird, in Räumen, in denen noch Metallschrott herumliegt, aus dem Künstler\*innen dann Skulpturen schaffen. Diese Szene wird als DIY („Do it yourself“) Culture bezeichnet, weil jede/r mitmachen kann und das ausstellen darf, was er/sie gerade findet. Unprofessionalität wird als Authentizität ge-

deutet. Aus der DIY-Culture entsteht ebenfalls die inzwischen legendäre Clubszene in Brooklyn, auf die man Mitte der 1990er Jahre auch in Manhattan aufmerksam geworden ist.

Es gibt für diese Entwicklung einige Vorbilder, die hier angeführt werden könnten. Schon in den späten 1960er Jahren sind bildende Künstler in Lofts im Stadtteil Soho von Manhattan gezogen. Auch hier ging es darum, leerstehende Fabrikgebäude in ökonomisch stillgelegten Industrievierteln zu nutzen und mit einer Ästhetik des Metallschrotts zu kokettieren. Im Unterschied zu Brooklyn hatten diese früheren Szenekulturen in Soho (später gab es auch ähnliche Entwicklungen im East Village) nur geringen Einfluss auf die allgemeine Stadtatmosphäre, da sie noch vor der Renaissance der Innenstädte stattfanden. Dagegen wirkte sich die Künstlermigration nach North Brooklyn um 1990 sehr prägend auf das Stadtbild aus, denn sie fiel mit der globalen Neubewertung von Innenstädten zusammen. Im Schlagwort einer neuen „Geography of Cool“ (Florida 2005, S. 113), das im Kontext von Brooklyn in den Medien erscheint, zeigt sich der Zusammenhang zwischen aufblühenden Innenstädten und steigenden Mietpreisen. Der Aufstieg von „Brooklyn Cool“ beginnt in dem Moment, in dem die *New York Times* diese Szene entdeckt und Williamsburg als Zentrum eines authentischen Lifestyles etabliert, indem sie den Stadtteil als Ort mit den interessantesten Restaurants und Cafés, den coolsten Läden, den verrücktesten Clubs, den tollsten Galerien usw. feiert. Dadurch wird der inzwischen recht bekannte Prozess der Gentrifizierung ausgelöst: Die Wohnungspreise steigen und das Stadtbild verändert sich. Mit dem Zuzug von besser situierten Bürger\*innen werden die Künstlerkolonien verdrängt, und kommerzielle Ladenketten ersetzen die einfacheren Szeneläden. In einer Art *brand extension* steht die Szene in Williamsburg plötzlich für ganz Brooklyn, und Brooklyn wird zur Marke mit internationaler Wirkung.

Dies ist dann auch der Moment, in dem immer mehr Anwohner\*innen fragen, ob das noch „ihre Stadt“ sei. Zum einen zeigt sich, dass die Internationalisierung des zunächst neuen und coolen Brooklyn-Brands wieder zu einer gewissen Standardisierung geführt hat. Ein Artikel des britischen *Guardian* etwa klagt, die Kaffeehauskultur aus Brooklyn habe dazu geführt, dass nun alle Innenstadtcafés gleich aussähen: „Same old, same old. How the hipster aesthetic is taking over the world“ (Chayka 2016). Ein beigegefügtes Bild zeigt ein Café in Edinburgh, das dem Anschein nach auch aus Brooklyn stammen könnte –

oder auch aus Shanghai. Ein weiteres Problem ist, dass der Szenehabitus, der Anfang der 1990er Jahre durch spontane alternative Kulturen geprägt wurde, inzwischen zu einer erkennbaren und damit kommerzialisierbaren Modeerscheinung geworden ist. In einem Feature von 2013 erzählt ein Reporter der *New York Times*, wie er sich zu einem Brooklyn Hipster umstylt, indem er sich in den entsprechenden Läden in Brooklyn das inzwischen nicht mehr so billige Hipsteroutfit kauft, um sich dann unter die „Eingeborenen“, die *Brooklyn natives* zu mischen (Alford 2013). In der Fotostrecke des Artikels erkennt man sofort, dass der Reporter sich vermutlich deshalb so nahtlos in die Szenekultur einfügt, weil die meisten Hipster wahrscheinlich auch vor Kurzem erst zugezogen sind, vielleicht aus dem sprichwörtlichen mittleren Westen, und sich den „Brooklyn way of life“ ebenfalls nur äußerlich angeeignet haben. Ein dritter Aspekt betrifft die sich ändernde Demographie des sich gentrifizierenden Williamsburg. Wie ein Artikel der *NY Post* von 2012 zeigt (Venezia), sieht man in den hippen Kaffeehäusern nun auch Kinder, die sich „Babyccinos“ (d. h. nach Cappuccino-Art geschäumte Milch) servieren lassen. Das plötzliche Auftauchen von Müttern mit teuren Kinderwagen in der New Bohemia von Williamsburg signalisiert den auf die Phase der Coolness folgenden Gentrifizierungsprozess, der die sogenannten „Bourgeois Bohemians“ – Bobos – nach Brooklyn zieht, Hochschulabsolvent\*innen mit Sinn für Kunst, aber auch sehr guten Jobs in der *creative economy*. Ihr Zuzug transformiert den Charakter eines Viertels auf nachhaltige Weise, weil ihre Finanzkraft nicht nur die Mieten steigen lässt und damit die Hipsterkultur verdrängt, sondern auch teurere Ladenketten anlockt, die Williamsburg mit der Gesichtlosigkeit globaler Einkaufsstraßen drohen.

Die Stadtsoziologin Sharon Zukin (2010) hat dieses Problem der authentischen Stadt in New York auf interessante Weise untersucht. Sie hat einerseits gezeigt, dass es das authentische Brooklyn nicht gibt: Denn auch wenn man in die inzwischen romantisierte Zeit vor der letzten Gentrifizierungswelle zurückgeht – noch bevor die junge Künstlergeneration nach Brooklyn strömte –, finden sich Gruppen von Bewohner\*innen (etwa die in den 1950ern zugezogenen polnischen Arbeiter\*innen), die sich schon um 1990 fragen, ob dies denn noch „ihre Stadt“ sei. Als Soziologin kommt Zukin zu dem Schluss, dass es das authentische Brooklyn in einem universellen Sinne überhaupt nicht geben kann. Gleichwohl ist ihr bewusst, dass diese soziologische Erkenntnis keine Konsequenzen für ihr Lebensgefühl als Bewohnerin von New York hat. Als Bürgerin, die auch gerne Latte macchiato trinkt, die einen

Farmers Market einer Ladenkette vorzieht, die gerne in Tante-Emma-Läden einkauft, nicht aber in Billigläden, kann sie sich der Suche nach Authentizität bei aller theoretischen Skepsis nicht entziehen.

## 6. Sprachliche Konstruktionen und Konzeptualisierungen von Authentizität im urbanen Kontext

Die unmittelbare Erfahrung mit einer Stadt, die bei der Wahrnehmung der Städte und ihrer Menschen von zentraler Bedeutung ist, wird jedoch auch beeinflusst von unseren Voreinstellungen über Städte und ihre Menschen. Die Welt begegnet uns also auch – aber nicht nur – als eine versprachlichte. Das bedeutet: Beim unmittelbaren Sehen, Riechen, Schmecken, Tasten, Hören usw. (also der primären Wahrnehmung) sind wir von dem geprägt, was wir über die Stadt schon gehört und gelesen haben. In diesem Sinne gibt es keine neutrale oder unbeeinflusste Wahrnehmung.

Aus diesem Grund ist das Sprechen über eine Stadt so wichtig wie das direkte Erleben der Stadt – beides ist untrennbar miteinander verwoben. Die Stadt als in Sprache gefasste wird für uns in einzelnen Texten und Gesprächen greifbar, die thematisch aufeinander bezogen sind. Für solche Diskursausschnitte, in denen etwas über Städte und Authentizität gesagt wird, interessieren wir uns, weil sich in ihnen kollektives Denken, Wissen, Empfinden usw. manifestiert.

Das zusammengestellte Textkorpus soll also Aufschluss über veröffentlichte Einstellungen zu Wahrnehmungsakten in Bezug auf Städte geben. Denn ein großer Teil unseres individuellen Wissens und Empfindens gründet nicht nur auf eigenen Erfahrungen, sondern vielmehr auch auf dem Gesagten oder Reden über Städte. Wenn wir zum Beispiel vor einem alten Fachwerkhaus stehen und hören, wie Person A das Haus als „kitschig“, Person B als „so ursprünglich“ bezeichnet, so bleiben diese sprachlichen Etikettierungen nicht ohne Wirkung auf unsere Wahrnehmung und unsere Einschätzung. Spätestens wenn wir unsere eigenen Eindrücke des alten Fachwerkhäuses jemand anderem mitteilen wollen, sind wir gefangen in den sprachlichen Vorgaben der Wortauswahl – da kommen wir nicht raus (s. dazu die Gedankenfigur der semiotischen Gefangenschaft in Felder 2018).

Vor diesem Hintergrund fokussieren wir veröffentlichte Äußerungen und Meinungen über Städte. In ihnen zeigt sich veröffentlichtes Denken und Meinen. Die hier vorgestellte Studie analysiert nicht einen

thematischen Diskurs zu Städten oder dem Stadt-Land-Verhältnis, sondern schaut im Korpus genau die Stellen an, in denen Urbanem etwas Authentisches zu- oder abgesprochen wird. Dazu haben wir mit halb-automatisierten und qualitativ-hermeneutischen Verfahren das vorhin erwähnte Untersuchungskorpus mit über 176.800 Texten ausgewertet, das mit dem Suchausdruck *\*authentisch\** bzw. *\*Authentizität\** generiert wurde. Von Interesse sind hier nur Aussagen über Städte.

Eine kurze Randbemerkung zum Vorgehen und zum Ansatz: Die vielfältigen Ergebnisse werden hier aus einem bestimmten Ordnungsrahmen heraus analysiert und interpretiert: Städte sind – den Vorannahmen gemäß – nicht von sich aus authentisch, sondern die Authentizität wird im Rahmen von soziokommunikativen Praktiken diskursiv hergestellt oder in Abrede gestellt. Auch *Identität* als ein hier relevanter Parallelbegriff wird von Bürger\*innen durch soziokommunikative Praktiken hergestellt – gleichgültig, ob es sich um eine städtische oder regionale oder wie auch immer geartete Identität handelt. Diese soziokommunikativen Praktiken werden im Medium Sprache vollzogen. Daher stellt der Sprachgebrauch einen Indikator für Authentizität und auch für Identität dar (zur sprachlich-kommunikativen Herstellung von Authentizität und Identität im Diskurs und zu ihrer Instrumentalisierung im Duktus eines Letztbegründungsmoments s. Felder in Vorbereitung).

## 7. Erkenntnisinteresse: Herrschaft und Macht werden auch über Semantik ausgeübt

In den nächsten Zeilen wird das folgende Ziel verfolgt: Es soll mittels einer linguistischen Diskursanalyse der Wettkampf um *Geltungsansprüche von Authentizität im urbanen Kontext* offengelegt werden. Im Zentrum stehen die erkenntnisleitenden Fragen:

Wie konstituieren Diskursakteure Authentizität von Städten?

Welche Machtansprüche können mit der jeweiligen Deutungshoheit einhergehen?

Welchen Einfluss hat die Sprache als vorstrukturierendes Wahrnehmungsmittel, als Erkennungszeichen (Schibboleth) für einen Sozialraum? Und welche Gruppen entstehen aufgrund der vorgenommenen Eigen- und Fremdzuschreibung?

Diese Zuschreibungen von Authentizität bzw. Nicht-Authentizität unterliegen einem diskursiven Wettkampf im Medium Sprache. Das Selbstverständnis einer Stadt im Sinne eines Sozialraumes muss auch

die wirklichkeitskonstituierende Kraft durch Worte bedenken. In der neuen Richtung der Urban Linguistics als sprachwissenschaftliche Ausprägung der Urban Studies wird von *Place-Making* gesprochen. Man könnte diesen Terminus sehr frei übertragen mit „Herstellung eines Authentizitätsgefühls durch Sprache“.

Dabei ist „insbesondere auf die Prozesse des variationalen Place-Making“ (s. dazu Busse/Warnke 2015, S. 519) zu verweisen – also z. B. auf die kulturell, politisch oder gesellschaftlich motivierten Ortsbezeichnungen eines öffentlichen Raums wie z. B. *Europaplatz*, *Platz des Himmlischen Friedens*, *Straße des 17. Juni* oder *Straße der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft* –, bei denen neben der sozialen Vorstrukturierung des Raumes durch die Bewohner auch die wirklichkeitskonstituierende Kraft der sprachlich „gebauten Umwelt“ als deklarative Sprachhandlung zur Geltung kommt.

Umstritten ist dabei, inwieweit man Authentizität als fundamentale Eigenschaft oder kommunikative Zuschreibung verstehen kann. Dabei wird deutlich, dass die Vorstellung authentischer Städte einerseits vage und unterbestimmt ist, andererseits aber auch (oder gerade deswegen) immer wieder für strategisch-diskursive Deutungskämpfe in der Debatte über Stadtentwicklung funktionalisiert wird. Daraus folgt für die vorliegende Herangehensweise: Authentizität ist nicht, sondern wird im Diskurs erst hergestellt (s. zur *Faktizitätsherstellung in Diskursen* den von Felder 2013 herausgegebenen Band mit dem Untertitel „Die Macht des Deklarativen“).

Die Facetten und Schattierungen dieses semantischen Wettkampfes um den Aspekt, was als authentisch gilt und welche Konsequenzen aus diesen Zuschreibungen zu ziehen sind, wird hier im Bild der Agonalität gefasst (also des diskursiven Wettkampfs um Geltungsansprüche; zur Agonalität der Kommunikation s. Lyotard 1987, Assmann 1999 und Warnke 2009). Wenn sich der diskursive Wettstreit um die richtige Sichtweise thematisch um einen Kernpunkt bündelt, so ist hier die Rede von agonalen Zentren (im Sinne diskursiver Wettkämpfe um den Geltungsanspruch einer bestimmten Streitfrage im Diskurs). Das Wort „agonal“ kann am besten mit *wettstreitend* bzw. *im sportlichen Sinne nach klar definierten Regeln kämpfend* übersetzt werden und soll im Folgenden fruchtbar gemacht werden, wenn ein Wettstreit um Authentizitätszuschreibungen im urbanen Kontext skizziert werden soll. Die herausgearbeiteten Streitpunkte und – vor allem – die dahinterliegenden Konzeptualisierungen und Vorannahmen sind als Interpretationsangebote zu verstehen, die hier zur Diskussion gestellt werden.



Doch nun Schritt für Schritt: Zunächst werden (1) in Form von Zeitungsziataten Facetten des Authentizitätsphänomens mit Stadtbezug präsentiert; anschließend wird (2) der Agonalitätscharakter der Authentizität transparent gemacht, um abschließend (3) die Ausführungen in Thesen zur städtischen Authentizität zu bündeln (die dann auch Stoff für eine Diskussion bieten dürften).

## 8. Textanalyse: Facetten des Authentizitätsphänomens mit Stadtbezug

Beginnen wir mit einigen Zuschreibungspraktiken, um Facetten der Authentizität zu illustrieren. Zunächst werfen wir einen Blick in einen Auszug aus der *Berliner Morgenpost*:

Das Berlin-Bild, das hier transportiert wird, sieht so aus: Party und Sex, dahinter lange: nichts. Die Serie scheint die Worte des Union-Vorsitzenden Philipp Mißfelder, vergangene Woche in der „Zeit“, zu bebildern: ‚Es gibt nicht viele Leute in Berlin, die außerhalb des politischen Betriebs wirklich arbeiten.‘ (*Berliner Morgenpost*, 06.02.2012)

Oder ein anderer Beleg aus *Spiegel Online* lautet: ‚Deutschland punktet mit, trendigen Städten‘ (*Spiegel Online* 06.11.2009).

Was sieht man daran? Das ‚Image einer Stadt entsteht in Sprache und wird in Narrativen kolportiert‘. Ein solches Narrativ wird von bestimmten Konzeptualisierungen gespeist. Das folgende Zitat über Frankfurt aus der *Frankfurter Rundschau* soll dies zeigen:

Während auf der Zeil und in den angrenzenden Seitenstraßen hauptsächlich große Kaufhäuser, Shopping-Malls und bekannte internationale Labels zu Hause sind, gibt es auf den Haupteinkaufsstraßen in den Stadtteilen auch viele kleinere Läden mit ausgefallenen, charmanten Dingen wie Designer-Kleidung, schrillen Accessoires und Kunsthandwerk.

Gemütlich flanieren und einkaufen mit *authentischem* Stadtteil-Flair kann man beispielsweise in der Berger Straße in den Stadtteilen Bornheim und Nordend.

Dort finden Besucher eine Mischung aus inhabergeführten Läden aller Art, ausgefallenen Boutiquen und vielen Cafés und Restaurants. (*Frankfurter Rundschau* 30.03.2012)

In diesem Zitat kommen zwei Konzepte zum Vorschein, die im Diskurs immer wieder in dominanter Weise hervorgerufen werden und die hier deshalb als *handlungsleitende Konzepte* bezeichnet werden sollen. Diese Konzepte scheinen hinter dem Diskurs oder gleichsam zwischen den Zeilen als Orientierung auf. Das erste Konzept ist das Konzept der „globalisierten kapitalistischen Symbole als Kennzeichen des Nicht-Authentischen“. Das zweite handlungsleitende Konzept hingegen diagnostiziert „lokale oder regionalwirtschaftliche Symbole als Kennzeichen des Authentischen“ (entsprechende Hervorhebungen in den Zitaten vom Autor des Beitrags). Oder zugespitzt formuliert: Das Globalisierte repräsentiert das Nicht-Authentische, das Lokale das Authentische. Die Konnotation des folgenden Zitats aus der Fachzeitschrift *TextilWirtschaft* macht dies ebenfalls sichtbar: „Irgendwann sind in jeder Stadt die gleichen Sortimente, die gleichen Läden und die gleiche Bestückung“ (*TextilWirtschaft* 27.04.2006).

Diese Antonymie ist bekannt und inzwischen auch im Wortschatz lexikalisiert – nämlich in dem Wort „*Glokalisierung*“. Linguistisch gesprochen ist *Glokalisierung* ein amalgamierter Neologismus und zugleich ein Kofferwort (Blending, Wortmischung/-kreuzung) oder eine Wortverschmelzung: *Glokalisierung* wird aus den Ausdrücken *Globalisierung* und *Lokalisierung* gemischt – und zwar in bewusster Wirkungsabsicht, um die Spektren beider Begriffe zu verbinden: Die Dimension der Veränderungen sollen auf einem graduell gedachten Maßstab zwischen *lokal-regional-global* als „glokal“ (engl. *glocal*) erfasst werden.

Für die beiden im Beispiel aus der *Frankfurter Rundschau* ermittelten/eruierten handlungsleitenden Konzepte gibt es weitere Beispiele in der Fachzeitschrift *TextilWirtschaft* – diesmal im Kontext der Ansiedlung von Wirtschaftsunternehmen. Es wird darauf hingewiesen, dass die Investitionspolitik der Städte in den Top-Standorten, die nur den großen Marken nutzen, die Mieten in die Höhe treiben. Trotzdem bleibe der Glaube an die Metropolen groß und berechtigt, er werde von Langzeittrends genährt:

An den Top-Standorten darf es immer noch ein bisschen mehr sein. Die Marken können sich gar nicht breitbeinig genug aufstellen. Uniqlo hat in Berlin seinen größten europäischen Store eröffnet, Abercrombie in München. Inditex will besonders in die Flagship-Stores investieren. H&M macht jetzt auch in Sport und benötigt dafür größere Flächen.

Deshalb wird auch weiter heftig in neue Verkaufsflächen investiert. Obwohl sich Lagen nicht künstlich schaffen lassen und neue Quartiere oft straucheln. Die Mieter in Ma und Skyline Plaza in Frankfurt oder Hofstatt in München wissen, wovon die Rede ist. Der Glaube an die Metropolen ist trotzdem groß und berechtigt.

Er wird genährt von zwei Langzeit-Trends: Erstens zieht es immer mehr Menschen dorthin.

Urbanität ist das alles dominierende Lebensgefühl unserer Zeit.

2030 werden in den 14 Großstädten mit über einer halben Million Einwohner 19 % aller Bundesbürger leben, schätzt das Institut der Deutschen Wirtschaft. Bislang sind es 16 %. (*TextilWirtschaft* 12.06.2014)

In diesem Textausschnitt konfliktieren zwei Konzepte: auf der einen Seite eines, das die „Nachteile einer globalisierten kapitalistischen Wirtschaftsstruktur auf die Stadtentwicklung“ in Augenschein nimmt, auf der anderen Seite eines, das die „dominante Anziehungskraft des ungebrochenen City-Appeals“ fokussiert.

Lassen Sie uns weitere handlungsleitende Konzepte aus Zeitungszielen anschauen, die aus den journalistischen Texten generiert wurden. Am Ende sollen diese geordnet in einem Modell gebündelt werden.

Als Nächstes ist ein vielsagender Auszug aus einem Interview mit dem nigerianisch-amerikanischen Schriftsteller Teju Cole zu analysieren, der 2011 mit seinem Roman *Open City* berühmt wurde. In dem Gespräch mit der *Süddeutschen Zeitung* geht es um Afrika, Brooklyn, seine Romane und den Hip-Hop und um die Frage, ob ein Pass etwas darüber aussagt, wo die Heimat eines Menschen ist.

[I:] Was ist afrikanisch an Ihnen?

[Cole] Wir haben leider noch zu oft das Klischee, dass sich afrikanische *Authentizität* eher in Baströckchen als in Smartphones findet. Aber die afrikanischen digitalen Eingeborenen werden uns bald allein zahlenmäßig überrunden.

Und Brooklyn wächst gerade zu einer der interessantesten afrikanischen Städte heran.

[I:] Sie meinen Brooklyn, New York?

[Cole] Ja, und das liegt an einigen der Webseiten aus Brooklyn, wie etwa meinen Lieblings-Blogs „Africaisacountry“ und „Okayafrika“. Sie sind die wichtigsten Versammlungsplätze für die afrikanische Diaspora. Wer afrikanische Kultur heute verstehen will, sollte dort mal reinschauen.

[I:] Verstehen Sie sich als „Afropolitan“, als Teil der jungen *urbanen* Kulturschaffenden, die Taiye Selasi so taufte?

[Cole] Nennen Sie mich lieber einen Panafrikanisten, das ist politischer. (*Süddeutsche Zeitung* 23.06.2015)

Hier werden weit verbreitete Wahrnehmungsschablonen von Authentizität in Bezug auf Menschen in ländlichem oder urbanem Umfeld pervertiert und verdichtet in dem soeben zitierten „Klischee, dass sich afrikanische Authentizität eher in Baströckchen als in Smartphones“ zu zeigen scheint – aber nur in bestimmten Köpfen. Das Schablonendenken wird enttarnt: Das Vergangene wird offensichtlich flächendeckend bei der Authentizitätsbestimmung als dominant gesetzt. Wandel und Insignien der Moderne bzw. des technischen Fortschritts scheinen nur schwer in unser Authentizitätskonzept integrierbar zu sein. Auf Vergangenes referierende Authentizitätskonstruktionen dienen oft der Letztbegründung eines Soseins, einer ursprünglichen und als *eigentlich* vorausgesetzten Wesensprädikation. Für unsere Frage nach Authentizitäts- und Identitätskonstitutionen von urbanen Räumen bedeutet dies: Identität und Authentizität scheinen Hand in Hand zu gehen bei der statischen Fixierung von Haltepunkten in der Vergangenheit. Unsere statisch fixierten Authentizitätskonzepte tun sich schwer, Veränderungen oder Prozesshaftes mitzudenken oder gar zuzulassen.

Lassen Sie das folgende Zitat aus der Zeitung *Der Immobilien Standard* (01.07.2011) auf sich wirken:

Businessarchitektur als Spiegel der Identität

TIPPS & TRENDS HIGHLIGHT: Eine schöne Hülle für ein Unternehmensgebäude zu entwerfen ist die eine Sache.

Soll das Objekt aber auch die Unternehmensidentität widerspiegeln, so muss die gelebte Kultur im Unternehmen in architektonische Sprache übersetzt werden.

Ein altes Sprichwort lautet: „Es gibt keine zweite Chance für den ersten Eindruck.“ Das gilt für Menschen genauso wie für Business-Gebäude.

Klug eingesetzt, ist Architektur in diesem Zusammenhang ein kraftvolles Werkzeug, um die Identität eines Unternehmens nicht nur auf den ersten Blick sichtbar, sondern auch begehbar und in all ihren Facetten spürbar zu machen.

Authentizität der Gestaltung *Identitätsstiftende Architektur* ist keine Frage des Geldes, sondern muss authentisch und mit alltäglichen Mitteln gestaltbar sein.

Sie spiegelt die betrieblichen und sozialen Abläufe im Kontext des Bauplatzes wider, transformiert die Corporate Identity (CI) in eine

klare architektonische Sprache und schafft markante Baukörper sowie eine unverwechselbare Atmosphäre.

Dass das für Architekten eine anspruchsvolle Herausforderung ist, liegt auf der Hand.

Schließlich wird jede CI von den unterschiedlichsten Menschen, Zielen und Kommunikationsmustern definiert. (Der *Immobilien Standard* 01.07.2011)

Besonders auffällig ist der folgende Satz: „Authentizität der Gestaltung *Identitätsstiftende Architektur* ist keine Frage des Geldes, sondern muss authentisch und mit alltäglichen Mitteln gestaltbar sein.“ Der tautologischen Verwendung des Wortstammes *authent*\* in diesem Satz ist kaum noch etwas hinzufügen. Die Tautologie lässt sich nur dadurch erklären, dass die Autoren davon ausgehen, dass Authentizität als Hochwertkonzept allseits akzeptiert ist. Man könnte den Satz – um seinen tautologischen Charakter offenzulegen – wie folgt paraphrasieren: „Authentizität der Gestaltung muss authentisch sein.“ Nun ja, jetzt wissen wir es ganz genau! Mehr Begründung ist offensichtlich nicht erforderlich – das Hochwertkonzept der Authentizität scheint selbsterklärend zu sein.

Ganz anders in dem folgenden Beispiel – da wird Authentizität als begründendes Moment nicht akzeptiert: Das Zitat aus *Die Welt* (19.05.2008) zeigt einen semantischen Wettkampf und das Instrumentalisierungspotential des Authentizitätsphänomens – inhaltlich geht es um die Sanierung der Staatsoper in Berlin. Nur wird in diesem Beispiel Authentizität als Hochwertkonzept nicht unwidersprochen akzeptiert.

Natürlich sollte auch in der Kulturszene der Mut zur Eigeninitiative da sein, genauso wie der Bürger als Mäzen wieder stärker in die Pflicht genommen gehört.

Aber nicht unbedingt wie im Fall des Peter Dussmann, der als Vorsitzender des Staatsopernfreundeskreises die Stadt dazu zwingen möchte, bei der Sanierung das DDR-Imitat aus Knobelsdorff-Rokoko zu erhalten, das die meisten Besucher für *authentisch* halten. Die Stadt sonnt sich im Glanz ihrer frisch erstarkten visuellen Kunstszene, die unfreiwillig entstand, weil die Ateliermieten hier so billig sind. (*Die Welt* 19.05.2008)

Liest man zwischen den Zeilen dieses Zeitungsausschnittes, so kommt das folgende Konzept zum Vorschein: „Authentizität ist eine Leitvokabel, aber dennoch stellt sie kein Letztbegründungsmoment dar.“ Schließlich wird in diesem Artikel deutlich, dass dem Aspekt – es handle sich um ein DDR-Imitat – trotz des Authentizitätsarguments im

21. Jahrhundert mit Skepsis oder gar Ablehnung begegnet wird („Aber nicht unbedingt wie im Fall des Peter Dussmann ...“).

## 9. Was ist ein Letztbegründungsmoment und was leistet es bei der Diskursanalyse?

Der Terminus *Letztbegründung* steht in der Philosophie für die endgültige Rechtfertigung einer beispielsweise logischen, epistemischen oder ethischen These. Aus diskursanalytischer Sicht interessiert die rationale oder empirische Rückführung auf einen letzten Grund, der keiner weiteren Begründung bedarf. Diese Strategie der Diskursakteure kann – muss aber nicht zwingend – gegen diskursethische Maximen verstoßen. Es ist daher umstritten, ob es Letztbegründungen geben kann. Letztbegründungen werden oft mit Hochwertwörtern realisiert. Authentizität hat ein solches Potential, das habe ich bereits dargelegt. Ein anderes Beispiel sind Hochwertwörter wie z. B. „Kindeswohl“ oder „Generationengerechtigkeit“: Niemand kann etwas gegen das ethische Potential dieser Wörter sagen. Strittig ist nur, ob die Wirklichkeit den normativ-ethischen (deontischen) Inhalten dieser beiden Wörter entspricht.

Das folgende Beispiel aus der *Stuttgarter Zeitung* (31.01.2004) mit der Überschrift „Streit um Abrisspläne in der Heidelberger Altstadt – Barocke Pavillons sollen Reihenhäusern weichen“ belegt ebenfalls das Sprachspiel mit dem Authentischen als Letztbegründung. Dort heißt es:

Die Anlage sei charakteristisch für den Privatpalastbau des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum. In Heidelberg habe sich keine Anlage von vergleichbarer *Authentizität* erhalten – und auch in anderen früheren Barockstädten von hohem Rang gebe es keine vergleichbaren Zeugnisse derart vornehmer Privatarchitektur, schreibt das Amt.

Der Heidelberger Baubürgermeister Raban von der Malsburg ist von dieser Einschätzung alles andere als erbaut. Die Karlsruher Stellungnahme sei, kein Gutachten, sondern eine Kampfschrift, schimpft er.

Von der Malsburg, der als Aufsichtsratsvorsitzender der städtischen Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz amtiert und zugleich als Bürgermeister für den Denkmalschutz in Heidelberg zuständig ist, hat sich bereits deutlich für einen Abriss der Pavillons und eine Bebauung des Hofes ‚mit zeitgemäßer Architektur‘ ausgesprochen. Auch Oberbürgermeisterin Beate Weber (SPD) teile diese Auffassung, erklärte er auf Anfrage. (*Stuttgarter Zeitung* 31.01.2004)

Was zeigt uns dieser Zeitungsausschnitt? Es gibt eine Debatte über den Abriss eines Privatpalastes. Hier wird die etikettierte „Authentizität“ eines Gebäudes als Letztbegründungsmoment vom Baubürgermeister und Aufsichtsratsvorsitzenden verärgert zurückgewiesen. Stattdessen versucht er das Gegenwort der Abrissbefürworter stark zu machen – es lautet „zeitgemäße Architektur“. Wir haben es mit einem klassischen semantischen Kampf dergestalt zu tun, dass um die sprachliche Fixierung des zur Debatte stehenden Sachverhalts mittels Bezeichnungsalternativen gestritten wird. Im Streit geht es um Häuser, und es beginnt ein semantischer Wettkampf um die angemessenen Bezeichnungen und Zuschreibungen, welche die eigene Position zu stärken in der Lage sind. Wer seine Bezeichnung durchsetzt, hat im Deutungskampf einen Vorteil errungen. Und in der Tat wurde das Palais Nebel in der Heiliggeiststraße nicht abgerissen, sondern 2004 und 2005 saniert. Oberflächlich betrachtet könnte man daraus einen rhetorischen Punktsieg für die Authentizität und gegen das „Zeitgemäße“ ableiten.

Ein anderes Korpusbeispiel, in dem auf Authentizität im Duktus der unstrittigen und diskursiv nicht weiter aushandelbaren Letztbegründung verwiesen wird, ist das folgende aus der *Rheinischen Post* aus Düsseldorf:

Ganz wie früher: Ganz ohne öffentliche Fördergelder hat Siegwart Eulenburg, der eine Beratungsfirma für historische Immobilien betreibt, Haus Kolk wieder aufgebaut.

Ganz *authentisch* mit den alten Baumaterialien und möglichst nach alten Handwerksverfahren.

Zum Beispiel wurden Feldbrandsteine recycelt, Leimöl-Lacke verwendet und auf jeglichen Zement verzichtet.

Das Holz für Brücken und Deckenbalken ließ er im eigenen Wald schlagen und lufttrocknen. (*Rheinische Post Düsseldorf* 08.03.2008)

In diesem Textausschnitt wird Authentizität in folgendem Sinne benutzt: „Authentizität ist eine Leitvokabel und sie beinhaltet ein Letztbegründungsmoment.“ Ähnlich in einem Zeitungsartikel aus der *Allgemeinen Zeitung*, bei dem folgenden Zitat scheint kein Widerspruch aufzukommen: „Moderne Architektur und edle Materialien gehen eine Verbindung mit der authentischen Atmosphäre in jeder der Vinotheken ein“ (*Allgemeine Zeitung* 03.06.2016).

Kritische Distanz zur Authentizitätsinstrumentalisierung und auch die Infragestellung von Authentizität als Letztbegründungsmoment finden sich in den Texten, in denen die Autoren ihre Ablehnung des Wortgebrauchs durch Distanz anzeigende Anführungszeichen markieren. Zum Beispiel distanziert sich *Die Presse* vom 23.03.2016 von dem Wortgebrauch der WM-Veranstalter 2022. Das ist Katar. Und da das Land zum Berichtszeitpunkt anstatt der benötigten 500.000 Schlafplätze für die Fußballfans nur Hotelkapazitäten für 46.000 Menschen zusagen könnte, versprach Doha, die Fans in Beduinenzelten unterzubringen, und bezeichnete diese Form als „authentische Unterkunft“.

Hier ein Beispiel aus dem Kontext der Fußballweltmeisterschaft und des Vergabeprocédere:

Katar könnte Fans während der WM 2022 in Beduinenzelten unterbringen.

Die Veranstalter in Doha teilten mit, dass 46.000 Hotelzimmer zur Verfügung stehen, 500.000 Fans aber werden erwartet.

Die „*authentische* Unterkunft“ soll helfen, die Fifa-Vorgaben von 60.000 Zimmern zu erfüllen. (*Die Presse* 23.03.2016)

Mit den Anführungszeichen als Distanzierungsmarker wird deutlich, dass die Instrumentalisierungsversuche nicht gelungen sind, dass also Diskursakteure die Strategie einzelner Sprecher enttarnt haben und diese damit ihrer Geltungsansprüche berauben. Der Versuch, das Konzept einer „Positivdarstellung der – aus westlicher Sicht – als einfach eingestuften Wohn- bzw. Kulturformen“ dominant zu setzen (Konzepteuphemismus), ist an dieser Stelle nicht gelungen.

Ein weiteres Zitat, in dem Distanz metasprachlich markiert wird, findet sich im Kontext einer misslungenen Werbekampagne. Da sollten „authentische Straßeninterviews“ die Kunden vom Kauf überzeugen, das misslang jedoch gewaltig. Viel Hohn und Spott musste sich die Firma für ihre Authentizitätsinszenierung gefallen lassen.

In einem kritischen Zeitungsbericht der Zeitschrift *Marketing* heißt es:

Scheinbar haben sich Unternehmen und Agentur die Kritik am ersten Spot zu Herzen genommen und haben die unglaublichen „*authentischen* Straßeninterviews“ durch leicht exzentrische Protagonisten ersetzt. (*Marketing – Zeitschrift für Forschung und Praxis* 06.06.2013)



Man erkennt an diesem Ausschnitt: Die Imitation von Authentizität will gelernt sein, das Geschäft der *staged authenticity* ist komplex. Das Vermeiden von Inauthentizitätseffekten ist gerade im Marketing von zentraler Bedeutung, man spricht auch von „inszenierter Authentizität“ (ein Wort, das wie ein Oxymoron auf Mehrwortebene anmutet). Diese mediale Form der *institutional authenticity* verfolgt das Ziel, ein überzeugendes Mischungsverhältnis „zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen Intimität und Distanz zu erzeugen“ (Knaller/Müller 2006, S. 7). In diesem Zusammenhang spricht Nikolas Coupland (2001) in einem Aufsatz mit dem schönen Titel „Stylization, authenticity and news review“ von Authentizität als graduellen Phänomen, welches man abschwächen (*deauthentication*) oder wieder verstärken kann (*reauthentication*).

Wir kommen zur Bündelung der vielen Aspekte und konzeptionellen Grundannahmen, die den oben ausgeführten Zitaten zugrunde liegen. Solche umstrittenen Grundannahmen werden hier als *agonale Zentren*<sup>1</sup> (im Sinne diskursiver Wettkämpfe um Geltungsansprüche) bezeichnet. Agonale Zentren werden durch grundlegende und umstrittene Konzepte als Interpretationskonstrukte (Felder 2013, S. 21) modelliert. Dazu haben wir soeben exemplarisch Textzitate vorgestellt und interpretiert. Betrachtet man die oben angeführten Kontexte um die Ausdrücke „authentisch“ oder „Authentizität“ genauer, so ergeben sich dichotomische Konzeptualisierungen im Themenfeld „Authentizität und Urbanität“, die im Folgenden erläutert werden. Die konfligierenden Konzepte als agonale Zentren verdeutlichen die zwischen den Zeilen liegenden Eck- und Streitpunkte.

<sup>1</sup> Unter agonalen Zentren wird hier ein sich in Sprachspielen manifestierender Wettkampf um strittige Akzeptanz von Ereignisdeutungen, Handlungsoptionen, Geltungsansprüchen, Orientierungswissen und Werten in Gesellschaften verstanden. Denn zentrale und umstrittene Grundannahmen – also konfligierende Geltungsansprüche von Wahrheitsaussagen – zu erfassen, steht im Zentrum des diskursanalytischen Untersuchungsprogramms. Im Fokus der Aufmerksamkeit stehen daher kompetitive Sprachspiele zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Diskursakteuren. Somit werden gleichsam Diskurse als Orientierungsrahmen geformt und zentrale Variablen in der Aushandlungspraxis je neu justiert und modifiziert. Agonale Zentren haben also nichts Statisches, sondern sind im Gegenteil stets dem diskursiven Aushandlungsprozess ausgesetzt (Felder 2013, S. 21).

## 10. Agonalität in der Authentizitätszuschreibung und -instrumentalisierung

An den Anfang stellen wir das folgende Konzept: Ein „Image einer Stadt entsteht in Sprache und wird in Narrativen kolportiert.“ Geht man vor diesem Hintergrund auf Spurensuche des Authentischen bzw. des Nicht-Authentischen, so lassen sich „globalisierte kapitalistische Symbole als Kennzeichen des Nicht-Authentischen“ identifizieren. Analog dazu stellen „lokale oder regionalwirtschaftliche Symbole als Kennzeichen des Authentischen“ ein weiteres Orientierungskonzept dar. Oder zugespitzt formuliert: Das Globalisierte repräsentiert das Nicht-Authentische, das Lokale das Authentische. Doch ganz so einfach ist es nicht, wie das Verschmelzungswort der *Glokalisierung* offengelegt hat, mit dem auf Dimensionen der Veränderungen verwiesen wird, die zwischen *lokal-regional-global* changieren und in dem Adjektiv „glokal“ (*glocal*) kulminieren.

In dem oben zitierten Ausschnitt aus der *TextilWirtschaft* (12.06.2014), in welchem die Monotonie der Innenstädte durch die immer gleichen Markengeschäfte festgestellt, deren Anziehungskraft für viele Menschen aber eingestanden wurde, verweist auf einen Grundkonflikt im Urbanitätskontext. Diese Gegenüberstellung fokussiert die „Nachteile einer globalisierten kapitalistischen Wirtschaftsstruktur auf die Stadtentwicklung“ und nimmt auf der Gegenseite die „dominante Anziehungskraft des ungebrochenen City-Appeals“ zur Kenntnis. Schließlich wird im Diskurs (wie der Streit in der Heidelberger Altstadt um den authentisch zu sanierenden barocken Pavillon, an dessen Stelle Reihenhäuser „in zeitgemäßer Architektur“ gebaut werden sollten, gezeigt hat) die „Authentizität als ein Leitkonzept mit Letztbegründungsmoment“ instrumentalisiert, genauso wie die „Authentizität zwar als Leitkonzept akzeptiert wird, aber dennoch ihr Letztbegründungsmoment dementiert wird“ (s. oben das Beispiel zur Sanierung des DDR-Imitats aus Knobelsdorff-Rokoko).

Wir haben im Diskurs auch Distanzmarkierungen gefunden, als beispielsweise Beduinenzelte in der Wüste Katars als „authentische Unterkunft“ für WM-Fans deklariert wurden. Dabei handelt sich um einen „Konzepteuphemismus der – aus westlicher Sicht – als einfach eingestuftes Wohn- bzw. Kulturformen“. Die erwähnten Konzepte lassen sich nun in ihrem Agonalitätscharakter in Thesen zuspitzen.

## 11. Thesen zur städtischen Authentizität

### *1. These*

Der Authentizitätsbegriff als kaum hinterfragtes Hochwertphänomen muss hinsichtlich seiner je spezifischen Diskursfunktionen dechiffriert werden. Dazu muss die im Sprachgebrauch angelegte Agonalität (also der kommunikative Wettbewerb um Geltungsansprüche) problematisiert werden. Vorsicht ist beim Rekurs auf Authentizität geboten, wenn ein Diskursakteur eine zwingend gegebene Relation zwischen Element 1 und Element 2 behauptet und damit Diskussionen als überflüssig darstellen möchte oder den offenen Diskurs zu beenden trachtet.

### *2. These*

Die Bezugnahme auf Authentizität kann zivil-religiöse Untertöne bekommen. Die dadurch sakralisierten Werte sollten sich einer öffentlichen Wertedebatte stellen.

### *3. These*

Der Rekurs auf Authentizität wird dann ein gefährliches Machtinstrument, wenn Diskursakteure mit Verweis auf Alleinstellungsmerkmale die Diskursrechte anderer Diskursakteure beschneiden wollen oder Debatten zu beenden beanspruchen.

Was bedeutet dies für das Sprechen über authentische Städte? Authentizität kann ein legitimes Argument sein, wenn über die angemessene Politik im Urbanen gestritten wird. Aber das Authentizitätsargument hat nicht die Berechtigung, im Autoritätsduktus einen Diskurs oder Streitfrage über Stadtentwicklung zu beenden. Auf solche missbräuchliche Instrumentalisierung von Authentizität sollten alle Diskursakteure achten.

Wenn also Authentizität als nicht hinterfragbares Letztbegründungsmoment im Diskurs instrumentalisiert wird und der Versuch unternommen wird, eine Debatte unter Verweis auf angeblich konsensual akzeptierte

Konzepte (wie z. B. etwas sei authentisch) in einem bestimmten Sinne zu beenden, so erinnert eine solche Diskurstrategie an den Jargon der Eigentlichkeit, den Theodor Adorno schon 1964 anprangerte. Die interessante Parallele zu Adornos Kritik am „Jargon der Eigentlichkeit“ (1964) besteht darin, dass er die stilistischen Sprachmuster philosophischer und anderer Eliten anprangert. Sein Vorwurf lautet: Es werde völlig überzogen ein „Ursinn“ der Worte in Aussicht gestellt, den Zuhörern werde die Identität zwischen Wort und Sache eingeredet – nämlich die „Wiederherstellung vermeintlichen Ursinns, dem der Jargon nachjagt“ (Adorno 1964, S. 11). Dies wurde in den oben vorgestellten Zitaten teilweise mit dem Wort „Authentizität“ versucht.

Wo ist der Kern des Problems? Die Instrumentalisierung des Authentizitätskonzepts als Letztbegründung (mit dem Ziel, eine Fortführung des Diskurses als überflüssig darzustellen) bedient sich einer Strategie, die der im Jargon der Eigentlichkeit gleicht oder ähnelt. Diese Strategie suggeriert, dass das Konzept der Authentizität nicht im Kontext auf ihren Inhalt überprüft werden müsste, sondern dass es seine Erklärungskraft in sich selbst angelegt habe (Felder 2018a, S. 236, vgl. dazu ausführlicher Attig 2017). Derartige Instrumentalisierungen von Authentizitätszuschreibungen haben wir oben nachgewiesen. Dem gilt es sich entschieden zu widersetzen – und zwar in jedem gesellschaftlich relevanten Diskurskontext.

## Informationen zum Textkorpus

Das Textkorpus umfasst mit 176.800 Texten (142.064.135 Token und 2.363.424 Types) aus Tages- und Wochenzeitungen (Print- und Online-Angebote) einen Publikationszeitraum von zehn Jahren (01.01.1991–15.08.2016) und berücksichtigt die folgenden Quellen: *Focus Magazin*, *Frankfurter Rundschau*, *Der Tagesspiegel*, *taz*, *Die Welt*, *Die Welt online*, *Die Welt am Sonntag*, *Der Spiegel*, *Spiegel Online*, *Stern*, *Süddeutsche Zeitung*, *sueddeutsche.de*, *Die Zeit*, *Zeit Online*.

## Literatur

- Adorno, T. W. (1964): Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt.
- Alford, H. (2013): How I Became a Hipster. <https://www.ny-times.com/2013/05/02/fashion/williamsburg.html> (8.10.2018).
- Assmann, J. (1999): Das kulturelle Gedächtnis. München.
- Attig, M. (2017): Rezension zu Max Beck und Nicholas Coomann (Hrsg.): Sprachkritik als Ideologiekritik. Studien zu Adornos Jargon der Eigentlichkeit. Würzburg. Wissenschaftlicher Literaturanzeiger (WLA). <http://www.wla-online.de/katalogdetail/items/3129.html> (29.05.2017).
- Busse, Beatrix/ Warnke, Ingo (2015): Sprache im urbanen Raum. In: Felder, Ekkehard / Gardt, Andreas (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin, Boston S. 519-538.
- Chayka, K. (2016): Same old, same old. How the hipster aesthetic is taking over the world. <https://www.theguardian.com/commentisfree/2016/aug/06/hipster-aesthetic-taking-over-world> (8.10.2018).
- Coupland, N. (2001): Stylization, authenticity and TV news review. *Discourse Studies* Vol 3(4) 2001, S. 413–442.
- Felder, E. (2013): Faktizitätsherstellung mittels handlungsleitender Konzepte und agonaler Zentren. Der diskursive Wettkampf um Geltungsansprüche. In: Felder, E. (Hrsg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen. Berlin, Boston, S. 13–28 (Sprache und Wissen Band 13).
- Felder, E. (2018): Wahrheit und Wissen zwischen Wirklichkeit und Konstruktion. Freiheiten und Zwänge beim sprachlichen Handel. In: Felder, E. und Gardt, A. (Hrsg.): Wirklichkeit oder Konstruktion. Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative. Berlin, Boston, S. 370–397.
- Felder, E. (2018a): Anmaßungsvokabeln: Sprachliche Strategien der Hypertrophie oder der Jargon der Anmaßung. In: Wengeler, M. und Ziem, A. (Hrsg.): Diskurs, Wissen, Sprache. Berlin, S. 215–240 (Sprache und Wissen Bd. 29).
- Felder, E. (in Vorb.): Agonale Zentren in der Diskursanalyse: Der sprachlich-kommunikative Wettstreit um Identität und Authentizität. In: Budapesteser Gesellschaft ungarischer Germanisten Bonn/Deutscher Akademi-

- scher Austauschdienst (Hrsg.): Region(en) von Mitteleuropa – Historische, kulturelle, sprachliche und literarische Vermittlungen. Budapest, Bonn (Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2017).
- Florida, R. (2002): Bohemia and Economic Geography. *Journal of Economic Geography* 2, S. 55–71.
- Florida, R. (2005): Cities and the Creative Class. London.
- Gooch, B. (1992): The New Bohemia: Portrait of an Artists' Colony in Brooklyn. *New York Magazine* (22. Juni), S. 24–31.
- Knaller, S. und Müller, H. (Hrsg.) (2006): Einleitung. Authentizität und kein Ende. In: Knaller, S. und Müller, H. (Hrsg.): Authentizität. Diskussion eines ästhetischen Begriffs. München, S. 7–16.
- Krämer, Sybille (2012): Zum Paradoxon der Zeugenschaft im Spannungsfeld von Personalität und Depersonalisierung. Ein Kommentar über Authentizität in fünf Thesen. Rössner, Michael/Uhl, Heidemarie (Hg.): Renaissance der Authentizität? Über die neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen (Kultur- und Medientheorie). Bielefeld, S. 15–26.
- Lyotard, J.-F. (1987): Der Widerstreit. München.
- Reckwitz, A. (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Frankfurt.
- Taylor, C. (1989): Sources of the Self. The Making of the Modern Identity. Cambridge, Mass. Harvard UP.
- Venezia, T. (2012): Make it a double tot! Brooklyn buzz over kid coffees <https://nypost.com/2012/02/17/make-it-a-double-tot-brooklyn-buzz-over-kid-coffees/> (8.10.2018).
- Warnke, I. (2009): Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen. In: Felder, E. und Müller, M. (Hrsg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks ‚Sprache und Wissen‘. Berlin, New York, S. 113–140 (Sprache und Wissen Band 3).
- Zukin, S. (2010): Naked City: The Death and Life of Authentic Urban Places. Oxford: Oxford UP.

# Urbane Energiewende: Infrastrukturen und Akteure für die klimaneutrale Stadt

*Annette Friedrich*

Den Problemen des Klimawandels ist nicht allein mit Enthusiasmus und Kreativität beizukommen – es braucht dafür auch konzertierte Aktionen und vor allem beträchtliche Ressourcen. Umso erstaunlicher, dass bei der Energiewende ausdrücklich die Städte als Problemlöser angesehen werden, von denen die Wende ausgehen soll. Dafür spricht, dass Städte wie Heidelberg den Umwelt- und Klimaschutz nicht erst in den letzten Jahren zu ihren Schwerpunktaufgaben gemacht haben. Bereits seit den 1990er Jahren gibt es hier eine fördernde Klimapolitik.

Seitdem konnten die Themen des Klimawandels im öffentlichen Bewusstsein verankert und ein breites Engagement geweckt werden. Aber die Prozesse des Wandels brauchen offensichtlich viel Zeit, was vermutlich auch daran liegt, dass sie nicht nur von großer Komplexität, sondern als globale Probleme im Alltag nicht für jeden unmittelbar erfahrbar sind.

Um die vielschichtigen Anforderungen zu berücksichtigen, haben sich Städte wie Heidelberg einen strategischen Leitfaden für „100 % Klimaschutz“ gegeben. Im Rahmen eines solchen Konzepts wird das Querschnittsthema Klimaschutz aufgaben- und ämterübergreifend bearbeitet. Während die Leitfäden der ersten Generation in den 1990er Jahren in der Regel auf technische Lösungen in einem Zeitraum von etwa 15 Jahren ausgelegt waren, sind die aktuellen Konzepte deutlich stärker akteursorientiert und fokussieren nun auf eine Langfristperspektive bis zum Jahr 2050.

Aber sind wir wirklich in der Lage, für das Leben mehrerer Generationen nicht nur voranzuplanen, sondern den Plan auch Jahr für Jahr konsequent umzusetzen?

Mag sein, die Annahme des Ökonomie-Nobelpreisträgers Thomas Schelling bestätigt sich, dass heutige Akteure die Anstrengungen zum Klimaschutz unternehmen müssten, aber erst künftige Generationen davon profitieren würden und die Motivation der heutigen Akteure, tatsächlich etwas zum Klimaschutz beizutragen, wäre gering. Dann wäre darauf hinzuwirken, dass auch sie einen unmittelbaren Nutzen und Gewinn noch in der Gegenwart haben. Dafür wiederum ist das unmittelbare lokale Umfeld der Akteure, also die Stadt, der Stadtteil, das Quartier prädestiniert.

Der Blick des Umweltforschers Pehnt<sup>1</sup> auf diese Problematik unterscheidet sich gewiss von dem meinen, einer Stadtplanerin – auch wenn wir vieles ähnlich sehen. Deshalb geht es im Folgenden weniger um eine Replik auf die Ausführungen von Martin Pehnt als vielmehr um den Blickwinkel der städtebaulichen Planungen und Projekte, mit denen die urbane Energiewende vorangebracht werden kann. Diese Sichtweise lässt sich als energiekulturelle Wende beschreiben (vgl. Bund Deutscher Architekten BDA 2012).

Aus Gründen der Energieeffizienz wird die Entwicklung der Städte absehbar zu einer urbanen Verdichtung führen. Ob sie aber so radikal ausfallen muss, dass sie zwangsläufig völlig neue kompakte Gebäudetypologien erzeugt, deren Formensprache den Energiekonzepten folgt und durch deren Vernetzung komplexe Gebilde – gar eine „Stadt“ – generiert wird (vgl. Cody 2017), ist noch nicht sicher.

Mir liegt eine Sichtweise näher, die die Stadt zwar auch als ein komplexes und mehrdimensionales System hochgradig vernetzter Strukturen begreift, den Blick dabei aber nicht vordergründig auf das Gebäude und vor allem nicht auf dessen Gebäudetechnik fokussiert. Deshalb erscheint mir für viele Lösungsansätze das Quartier oder der Stadtteil die angemessene Maßstabebene zu sein. Im Quartier treffen in der Regel ganz unterschiedliche Gebäudetypologien, Neues und Altes, Verbrauch und Produktion von Energie, Freiraum- und Wegenetzen, Stadtklima und Stadtgestalt zusammen. Sie treffen zusammen mit den Menschen, die im Quartier leben, arbeiten, ihre Freizeit verbringen. Meist und zuerst geht es bei der Quartiersentwicklung deshalb um die soziale Struktur und die Identifikationspotentiale mit dem sehr konkreten, vielleicht auch sehr speziellen Ort. Auch eine Energiekonzeption unterliegt dieser

<sup>1</sup> Dieser Text ist eine Antwort der Leiterin des Heidelberger Stadtplanungsamtes Annette Friedrich auf einen Vortrag von Martin Pehnt, wissenschaftlicher Geschäftsführer des ifeu Institut für Energie und Umweltforschung Heidelberg, in der hier abgedruckten Vortragsreihe „Stadt von morgen“.



Spezifik. In einem Zusammenspiel läge für mich der maßgebliche Wert der energiekulturellen Wende.

Alle technischen und energetischen Standards einheitlich über die gesamte Stadt zu setzen wäre nach dieser Sichtweise nicht zielführend. (Das gilt im Übrigen auch für andere, zum Beispiel gestalterische Standards. Auch Gestaltungssatzungen würden für Gründerzeitquartiere andere Ziele verfolgen als für 20er-Jahre-Siedlungen.) In hochverdichteten Stadtstrukturen lassen sich hochgradig urbane Energie- und Mobilitätsstrategien verwirklichen. In landschaftlich geprägten Stadtteilen mit überwiegend Einzelhäusern würden sie jedoch weniger gut funktionieren. Die bemerkenswerte Ausdifferenziertheit einer Stadt und ihrer Bewohnerschaft (Tradition, Lebensstil, u. a. m.) stellt alle Fachdisziplinen vor Planungsaufgaben, deren Lösungen auf der Stadtteils- und Quartiersebene liegen sollten.

Seit 2012 die ersten Bewohner in der Bahnstadt<sup>2</sup> eingezogen sind, füllen wir unseren Wissensfundus durch Erfahrungen bei der komplexen Entwicklung eines neuen Stadtteils Tag für Tag an. In der Bahnstadt setzte die Energiekonzeption von Beginn an besonders hohe (damals einzigartige) energetische Standards, die auch streng angewandt wurden und bis heute durchgesetzt werden. Letzteres halte ich für besonders wichtig. Denn nur so gewinnt man Erkenntnisse darüber, in welchen Zeiträumen sich hochgesteckte Ziele in der Praxis aufrechterhalten lassen. Gerade beim Bauen, das den Krisen oder der Prosperität des Immobilien- und Finanzsektors in mitunter kurzen Zeitintervallen des Auf und Ab unterliegt, geht es um das Gelingen ganzer städtebaulicher Projekte. Und es geht um den Erfolg langfristiger Strategien, in denen die Energiewende Teil des Ganzen ist. Dementsprechend müssen die heute gewonnenen Erkenntnisse unmittelbar in der Planungspraxis weiterentwickelt werden.

Gleich in den nächsten neuen Quartieren, wie zum Beispiel einer Konversionsfläche im Stadtteil Rohrbach, wollen wir künftig hohe Wohn- und Lebensqualität zu differenzierten Preisen mit technisch-ökologischen Lösungen, Mobilitätsangeboten und anspruchsvollen energetischen Zielen in einem Gesamtkonzept austarieren. Dies verlangt Toleranz und den Blick aufs Ganze von allen planenden und investierenden Seiten. Denn wenn jeder Spezialist nur die Optimierung

<sup>2</sup> Die Bahnstadt ist Heidelbergs jüngster Stadtteil, der auf der Fläche des ehemaligen Güterbahnhofes als Passivhaussiedlung entwickelt wurde.

seiner Parameter vor Augen hat, dann driften die Konzepte auseinander, anstatt durch Kompatibilität an Qualität zu gewinnen.

In diesem Kontext der Wechselwirkungen beschäftigt uns darüber hinaus auch die Frage nach den Wohnstandards. In einer Stadt wie Heidelberg mit einem großen Mietmarkt existiert ein hoher Bestand an Mehrfamilienhäusern, deren Kompaktheit im Vergleich zum freistehenden Eigenheim nicht nur in energetischer Hinsicht unbestreitbare Nachhaltigkeitsvorteile aufweist. Der Mietwohnungsbau ist deshalb auch in Zukunft ein wichtiger Bestandteil der Wohnungsbaustrategien. Nun wird aktuell – nicht nur wegen der in den letzten Jahren auf dem Wohnungsmarkt verbreiteten angebotenen Mikroapartments – darüber diskutiert, ob und wie sich im Geschosswohnungsbau die Wohnfläche pro Wohnung verkleinern lässt, ohne die Anzahl der Zimmer pro Wohnung zu reduzieren. Diese Art von Wohnflächenverzicht zugunsten der Bezahlbarkeit hat für bestimmte Mietergruppen viel für sich. Für die Qualität eines Quartiers als Ganzes muss in dieser Konsequenz aber auch ein quantitativ ausgleichendes Angebot an Freizeit, Grün- und Freiflächen, Spielmöglichkeiten, Gemeinschaftsanlagen bereitgestellt werden. Das Wohnumfeld muss so attraktiv sein, dass eine gute soziale Mischung im Quartier möglich wird. Will man soziale Ausgewogenheit erreichen, braucht man ein differenziertes und breites Wohnungsangebot im Quartier, nicht die Wiederbelebung der alten Idee von „flexiblen“ Grundrissen, mit denen eine nächste Generation erfahrungsgemäß nur wenig anzufangen weiß. Denn im Verhältnis zur Lebensdauer von Gebäuden ändern sich Lebensstil und Haushaltstypen viel zu schnell. Mieter reagieren auch jetzt durch Mobilität, Flexibilität und Anpassung bei der Wohnungswahl auf ihre sich wandelnden Lebenssituationen.

Mehr als bisher angenommen müssen wir heute für die Umsetzung komplexer Quartiers- und Stadtteilkonzepte werben. Aber eine energie-kulturelle Wende braucht die Akzeptanz einer breiten Bürgerschaft. Diese Akzeptanz ist schwieriger zu gewinnen als das Verständnis für einzelne technische Lösungen im Gebäude. Außerdem bedarf es sichtbarer Erfolge durch realisierte Projekte, damit die Akteure an Nutzen und Gewinn schon in der Gegenwart beteiligt sind und sie nicht erst zukünftigen Generationen versprochen wird.

Die „Sichtbarkeit“ berührt letztlich auch einen anderen, nicht unwesentlichen Aspekt der energie-kulturellen Wende, nämlich den Part, bei dem sie auf die Baukultur trifft: mit ihren neuen Energiebauten wie den Wärmespeichern, Kraftwerken und Windkraftanlagen, den Aufbauten auf den Dächern oder ganzen Solardächern, den Masten und Leitungen

für ihre neuen Versorgungsnetze. Sie alle beeinflussen das Bild der Stadt und das Lebensumfeld der Menschen. Es gilt, nicht nur technische Lösungen zu finden, sondern sie auch bewusst architektonisch zu gestalten. Leider überzeugt vieles von dem, was bisher gebaut wurde, noch gar nicht. Mit der Internationalen Bauausstellung "Wissen schafft Stadt" erhebt Heidelberg den Anspruch, ein Ausrufezeichen auch für die technischen Bauwerke der Energiewende zu setzen. Der neue, 55 m hohe Energiespeicher der Heidelberger Stadtwerke wird deshalb nicht nur weithin sichtbar sein, sondern auch aktuelles Wissen über die Energiewende vermitteln und mit einem spektakulären Fassadendesign, das Industriearchitektur völlig neu interpretiert, ausgestattet werden. Und bei der nächsten Klimakonferenz in Heidelberg können die Teilnehmer von seiner öffentlichen Dachterrasse aus nach weiteren interessanten Projekten der Energiewende Ausschau halten.

## Literatur

- Bund Deutscher Architekten BDA (Hrsg.) (2012): Energetische Sanierung: Denken im Quartier. Berlin.
- Cody, B. (2017): Form follows Energy. Using natural forces to maximize performance. Basel.



# Die Stadt als Reallabor – Fünf Thesen zur Rolle der Wissenschaft in urbanen Transformationsprozessen

*Uwe Schneidewind*

Die großen Transformationsprozesse im 21. Jahrhundert werden sich insbesondere in den Städten entscheiden. Sie sind technologischer, ökonomischer, institutioneller und insbesondere kultureller Schmelztiegel für Veränderungsprozesse. Um sich aus bestehenden Pfadabhängigkeiten zu lösen, bedarf die urbane Transformation sowohl kraftvoller Zukunftserzählungen als auch Experimentierorte, an denen diese Zukünfte heute schon in einer Stadt erlebbar werden. Für beides kann die enge Kooperation mit der Wissenschaft in der Stadt ein zentraler Katalysator sein. „Urbane Reallabore“ sind dabei ein geeignetes Format, um eine neue Kooperationskultur zwischen Wissenschaft und Stadt zu schaffen – mit einem gemeinsamen Blick auf die Gestaltung urbaner Zukünfte.

## 1. „City matters“ – warum Städte für die Zukunftsgestaltung so zentral sind

In keiner Darstellung zur Zukunft der Städte fehlt er: der Hinweis auf die Bedeutung der Städte im 21. Jahrhundert. 80 % der Menschen werden im Jahr 2050 in Städten leben. In den nächsten 30 Jahren werden nochmals rund 3 Mrd. Menschen in Städte übersiedeln – insbesondere in Asien und Afrika. Wirtschaftskraft und ökologische Herausforderungen werden sich in Städten und ihren unmittelbaren Einzugsbereichen

konzentrieren. Energie-, Kreislaufwirtschafts-, Mobilitäts- und Ernährungswende müssen und werden von Städten ihren Ausgangspunkt nehmen.

Jede Auseinandersetzung mit der „Großen Transformation“ des 21. Jahrhunderts sollte daher sinnvollerweise auf den urbanen Raum schauen. Doch noch bedeutender als die physische, ökologische, ökonomische und infrastrukturelle Dimension von Städten ist ihre kulturelle. Benjamin R. Barber, der visionäre im Jahr 2017 verstorbene amerikanische Politikwissenschaftler, hat es in seinem Buch *If Mayors ruled the World* eindrucksvoll auf den Punkt gebracht: Es sind die besonderen Qualitäten von Städten wie Pragmatismus, Partizipationsmechanismen, Indifferenz und Toleranz gegenüber Grenzen und Kulturen sowie Kreativität und Innovationskraft, die sie in der Geschichte immer schon zu Motoren der menschlichen Zivilisationsentwicklung gemacht haben. In den kulturellen Schmelztiegeln der Städte werden neue (Stadt-)Zukünfte vorgedacht und erprobt. Hier entstehen die Entwürfe für eine zukunftsfähige Zivilisation des 21. Jahrhunderts.

## 2. Urbane Transformation braucht kraftvolle Langfristerzählungen

Doch auch in Städten ist Transformation kein Selbstläufer. Auch sie sind in der Regel gefangen in vielfältigen Pfadabhängigkeiten. Die Schwierigkeit, das Leitbild einer autogerechten Stadt zu überwinden, ist dafür genauso belegt wie oft über Jahrzehnte ritualisierte kommunale Entscheidungsmuster und Netzwerke.

Ohne überzeugende und plastische Langfristerzählungen zu den Entwicklungspotentialen einer Stadt ist es äußerst schwer, urbane Bewegung auszulösen. Solche Erzählungen werden heute dringender benötigt denn je: Erzählungen von weitgehend autoarmen Städten, von funktionierenden Innenstädten auch im Zeitalter des Online-Handels, vom künftigen gelingenden Zusammenleben der Kulturen und von sozialen Milieus in einer Stadt. In allen diesen Feldern vollzieht sich Veränderung heute nur inkrementell, zumeist entlang der bestehenden Pfadabhängigkeiten. Die Geschichten vom viel größeren Potential der Stadt im 21. Jahrhundert entstehen erst langsam.

### 3. Keine Transformation ohne Orte des Experimentierens

Solche Erzählungen werden erst dann kraftvoll, wenn ihr Gehalt spür- und erlebbar wird. Städte brauchen daher Akteure und Räume des Experimentierens mit den Möglichkeiten urbaner Zukunft. Neue Formen des Wirtschaftens, der Mobilität, der Stadtraumgestaltung, des sozialen Miteinanders müssen in der Stadt erlebbar werden. Es gilt Raum für solche Experimente zu schaffen – physischen Raum in Form von Flächen und Gebäuden, aber auch kulturellen und regulatorischen Raum im Sinne einer Stadtgesellschaft, die sich über das Experimentieren in ihren Grenzen freut.

Zukünfte werden dort erfunden werden, wo die Gelegenheiten des Experimentierens groß sind. Das gibt insbesondere solchen Städten eine besondere Chance, die durch einen oft schmerzlich durchlebten Strukturwandel über viel physischen Raum für das Experimentieren verfügen. Ihn gilt es, mit einem Geist des Experimentierens aufzuladen.

### 4. Wissenschaft als Katalysator für die urbane Transformation

Langfristvisionen und Experimentierräume rufen Potentiale ab, die gerade die Wissenschaft fordern. Wissenschaft verstanden als „Möglichkeitswissenschaft“ sowie als eine erweiterte „Laborwissenschaft“ ist geradezu prädestiniert, sich in urbane Transformationsprozesse einzubringen. Wissenschaft verfügt über gesellschaftlich gesicherte und privilegierte Freiheiten, langfristige Zukünfte zu katalysieren. Dafür muss Wissenschaft heraus aus dem Elfenbeinturm und ihren rein selbstbezüglichen Referenzsystemen. Sie muss sich in Forschung und Lehre den Fragen und Akteuren der Veränderung in „ihrer“ Stadt öffnen. Sie muss „transdisziplinär“ werden. Dann kann sie ein gewaltiges Potential der urbanen Veränderung entfalten. Alleine die Vorstellung, dass von 10.000 bis 50.000 Studierenden einer Stadt jede\*r sich nur ein Semester lang konkreten Herausforderungen eben dieser Stadt widmet und sich mit seiner Person und (intellektuellen) Kapazität in die Stadt einbringt, macht das transformative Potential von Wissenschaft in Stadtgesellschaften deutlich. Es ist erst in Ansätzen gehoben.

## 5. Reallabore als Format für eine neue Kooperationskultur zwischen Stadt und Wissenschaft

Schlüsselbegriff und -format für diese neue Form, sich als Wissenschaft in urbane Transformationsprozesse einzubringen, ist das (urbane) „Reallabor“. Die Idee des Reallabors überträgt den naturwissenschaftlichen Laborbegriff in die Analyse und Gestaltung gesellschaftlicher und politischer Prozesse. Wissenschaft begleitet, co-initiiert und interveniert (in) urbane Veränderungsprozesse in enger Kooperation mit Akteuren in der Stadt. Sie bringt ihre reflexive Kraft in die Veränderungsprozesse ein. Damit stärkt sie die Lernprozesse für alternative Stadtzukünfte. Sie befördert ein Lernen nicht nur innerhalb der einzelnen Stadt, sondern auch über Städte hinweg.

Der Aufbau von Reallaborstrukturen stellt eine besondere Kooperationsherausforderung von Wissenschaftseinrichtungen mit ihrer Stadtgesellschaft dar. In ihm liegt ein gewaltiges Potential für eine neue Dimension urbaner Transformation.

### Literatur

Barber, B. R. (2013) : *If mayors ruled the world. Dysfunctional nations, rising cities.* New Haven.



# Heidelberg als Forschungslabor für die Stadt von morgen

*Ulrike Gerhard*

Fast alle Beiträge dieses Bandes haben aufgezeigt, dass es für die Gestaltung der Stadt von morgen Mut und Offenheit, aber auch Experimentierfreude braucht, um die vielfältigen Herausforderungen unserer Gesellschaft anzugehen. Städte sind dabei nicht nur Projektionsfläche für Ideen, sondern in ihrer Komplexität auch aktive Gestaltungs- und Experimentierräume, die es aus einer multi- und transdisziplinären Perspektive zu verstehen gilt. Das innovative Forschungsformat „Reallabor“ erscheint hierfür ein besonders geeignetes Konzept, komplexe Gedankenexperimente durchzuspielen und in Echtzeit – also in der Stadt mit den betroffenen Akteuren – auszuprobieren. Denn ein Reallabor erfüllt mehrere Funktionen zugleich, indem es ein Forschungsansatz mit innovativen Methoden und Akteuren, ein Ort, an dem Forschung stattfindet, aber auch ein Milieu oder eine Umgebung ist, die es zu untersuchen gilt (vgl. Holst et al. 2010, S. 4 f.).

Wurde der Begriff des Labors in der Stadt- und Transformationsforschung schon verschiedentlich verwendet und operationalisiert, um urbane Transformationsprozesse zu initiieren (z. B. die Living Labs, Urban Transition Labs oder Urban Creative Labs, vgl. Gerhard et al. 2017), zeichnet sich das Konzept des Reallabors durch einen deutlich stärkeren Forschungsfokus aus. Reallabore bilden somit einen wichtigen Ansatz transformativer Forschung an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft (Grunwald 2015) und spiegeln das Unterfangen der Ringvorlesung zur Stadt von morgen noch einmal sinnbildlich wider: eine großmaßstäbliche Forschungsinfrastruktur zu schaffen, um die notwendige Transformation der Städte einzuleiten (s. Beitrag Schneidewind in diesem Band). Der abschließende Beitrag dieses Themenbu-

ches soll an dem konkreten Beispiel des Heidelberger Reallabors „Urban Office“ aufzeigen, wie solche innovativen Forschungen zur Stadt von morgen vorgehen können (vgl. Urban Office Heidelberg 2019). Als Analyseschema dienen die von Schneidewind et al. (2018) in Anlehnung an Giddens' Strukturierungstheorie vorgeschlagenen vier verschiedene Ebenen zur Bewertung der Transformationskraft von Reallaboren.

Für Kooperationen innerhalb von Städten und Reallaboren sind laut Schneidewind et al. (2018) zuerst einmal *interpretative Schemata* wichtig. Wie sieht der lokale Kontext der Stadt aus? Welche Akteure aus Politik, Verwaltung und Stadtgesellschaft sind involviert? Nur wenn sie die gleiche Sprache sprechen und ein gemeinsames Verständnis entwickeln, können sie auf Augenhöhe interagieren und kommunizieren. Eine solche kommunikative Ebene wurde auch im Beitrag von Felder und Leyboldt thematisiert (in diesem Band), wird hier aber noch einmal konkret als wichtige strukturelle Dimension auch für das Funktionieren eines Reallabors „Stadt“ angesprochen. Es handelt sich um gemeinsame Normen oder Narrative, die existieren und eine lokale Identität ausmachen, ohne die auch ein Reallabor nicht funktionieren kann. In Heidelberg ist dies das Narrativ der Wissensperle (*knowledge pearl*, nach van Winden et al. 2007), also einer Stadt, die sich als Wissenschaftsstadt präsentiert und damit sehr erfolgreich wächst und boomt. Dabei spielt auch das Label der Nachhaltigkeit eine bedeutsame Rolle (z. B. das Wissen von Nachhaltigkeit „schafft Stadt“). Wie „authentisch“ ist eine solche Nachhaltigkeitsdimension? Denn Wachstum birgt auch viele Herausforderungen: zum Beispiel die Flächenkonkurrenz um emotional, ökologisch und substantiell bedeutsame Flächen, das Wohnraumangebot im Kontext steigender Nachfrage und somit auch Immobilienpreise, die Polarisierung der Gesellschaft zwischen sogenannten Wissensarbeitern und den sogenannten „bildungsferneren“ Bevölkerungsschichten.

In Heidelberg fragen wir daher, wie mit solchen Spannungen umgegangen wird. Ein Beispiel ist hierfür das Thema Wohnen im Kontext des demographischen Wandels. Dieser Aspekt wird in der Nachhaltigkeitsdebatte nur selten berücksichtigt, zudem wird bei dem Wachstum der Wissensstadt vor allem auf die jüngere, kreative Bevölkerung geschaut. Eine Stadtentwicklung, die jedoch nicht nur ökologisch und ökonomisch, sondern auch sozial nachhaltig sein will, muss den Blick ebenso auf das soziale Wohnumfeld einer wachsenden Zahl älterer Menschen richten und diese Bewohnerinnen und Bewohner in die Planung partizipationsfördernder Maßnahmen und Versorgungskonzepte

einbeziehen. Konkretes Beispiel ist die Bahnstadt, ein neuer Stadtteil Heidelbergs, der auf einer zentral gelegenen Konversionsfläche entstanden ist und inzwischen als Vorzeigebispiel einer Passivhaussiedlung weltweit angepriesen wird (vgl. Stadt Heidelberg 2019). Noch wohnen nicht viele ältere Menschen hier, der Stadtteil ist vor allem ein Anziehungspunkt für jüngere Familien und Erwerbstätige im Zentrum der prosperierenden Metropolregion. Ein innovatives Bauvorhaben, das *Heidelberg Village*, dient als Modellprojekt für generationenübergreifendes Wohnen in der Bahnstadt, das bewusst mit Begriffen wie Vielfalt, nachbarschaftliches Miteinander, Service, Pflege und Altengerechtigkeit warb (vgl. Heidelberg Village 2018), um die Herausforderungen der Zukunft auch für ältere Menschen anzugehen. Allerdings tobt seit Jahren ein Streit um Ausstattung, Ausrichtung und Fertigstellung dieser Häuser (Buchwald 2019, vgl. Abb. 1). Von der geplanten Demenz-WG und der Sozialraummoderation sind nur noch Rudimente übrig, die Vermietung geschah über den allgemeinen, konkurrierenden Wohnungsmarkt. Fokussiert die Stadt somit nicht doch vor allem auf berufstätige „kreative“ und jüngere Bevölkerungsschichten? Trotz der sehr kritischen wissenschaftlichen Analyse äußerten sich die von uns im Rahmen des Reallabors befragten älteren Menschen sehr positiv und betonen die infrastrukturelle Ausstattung für ein soziales Wohnumfeld trotz der vielen Startschwierigkeiten (vgl. Wiloth/Eurich 2018). Sie schätzen die Freiraumgestaltung und Architektur, die Orte und Strukturen der Begegnung und Kommunikation in Form von öffentlichen Räumen, Bänken und barrierefreien Zugangsmöglichkeiten schafft und somit die Identifikation mit dem Stadtteil fördert.



**Abb. 1:** Das Heidelberg Village in der Heidelberger Bahnstadt im Bau und nach Fertigstellung (2019); Fotos: Lutz Berger 2016–2019.

Diese Beispiele zur Interpretation sozialer Nachhaltigkeit leiten über zu einem zweiten Aspekt der Strukturierung von Reallabors: der Frage nach der Bedeutung von *Normen* und der damit verbundenen *Legitimation* der Arbeit der verschiedenen Akteure sowie der anvisierten Stadtentwicklungsprojekte. Die Frage stellt sich in einer prosperierenden Wissenschaftsstadt sehr viel stärker als in einer von Deindustrialisierung und Schrumpfung betroffenen Region, wo der Handlungsbedarf zuerst einmal offensichtlich ist. In Heidelberg wird der Erfolg der Stadtentwicklung nicht in Frage gestellt, sondern mit Labels wie „Global Green City“ (UN) oder „European Sustainable City“ wirksam in Szene gesetzt. Dennoch stellt sich die Frage, wie eine Wissensstadt der Zukunft aussehen soll. Sie ist nicht per se nachhaltiger, sondern muss viel tun, um gerade auch im sozialen wie ökonomischen Bereich diesem Anspruch gerecht zu werden. Daraus leitet sich auch die Glaubwürdigkeit der beteiligten Akteure und ihrer Reputation ab. In Wuppertal etwa, einer Stadt im Kontext postindustrieller Transformation, gibt es eine sehr positive lokale Presse und Öffentlichkeit für den transformativen Ansatz des dort existierenden Reallabors. Alle Akteure haben das gleiche Ziel, nämlich den Strukturwandel gemeinsam zu bewerkstelligen. Dies gilt für Heidelberg nicht! Stadt und Universität haben sehr unterschiedliche Ansprüche an die Stadtentwicklung, das Verhältnis ist nicht konfliktfrei, wie sich an spannungsgeladenen Themen wie einer Straßenbahnbindung des Universitätscampus Neuenheimer Feld, den Ex-

pansionsplänen der Universität auf landwirtschaftlich sensiblen Flächen oder der fünften Neckarquerung für eine bessere verkehrliche Erreichbarkeit der Universität zeigt. Ein aufwendiges, mit starken Elementen der Bürgerpartizipation versehenes „Masterplanverfahren Neuenheimer Feld“ wendet sich einigen dieser Fragestellungen zu, muss aber viel Überzeugungsarbeit leisten. Dabei geht es immer wieder um das Kernthema: Wie stark braucht die Stadt die Universität? Aber auch: wie stark braucht die Universität das Label Heidelberg? Wer macht eigentlich mit? Welche Akteure haben die diskursive Macht, nicht zuletzt in den in Heidelberg sehr aufwendig geführten Partizipationsverfahren der „mitgestaltenden Bürgerbeteiligung“?

Im Reallabor Urban Office wurde das Thema solcher Machtbeziehungen innerhalb von Stadtentwicklungsdiskursen und der damit einhergehenden Legitimation von Stadtentwicklungsprojekten mit einer Netzwerkanalyse untersucht. Dabei wurde aufgedeckt, wer mit wem kommuniziert, wie sich die Machtgefüge verändern und wer am Schluss bei welchen Themen mitredet. Die Bürgerinnen und Bürger, das haben unsere Forschungen gezeigt, haben hier eine wichtige Stimme, denn sie verfügen über eine zentrale Ressource: Wissen (und nach Möglichkeit auch Zeit). So haben sich die Akteurskreise zu Themen der Stadtentwicklung tatsächlich erweitert und auch verlagert, so dass mehr Menschen einbezogen werden können. Allerdings spielt auch soziales Kapital eine Rolle, das in der Gesellschaft nicht gleich verteilt ist und somit bestimmte Netzwerkverbindungen fördert und die Entscheidungsfindung beeinflusst. Nicht zuletzt diese Ringvorlesung erweiterte die Kommunikationskreise und führte damit – trotz unterschiedlicher Meinungen und Standpunkte – zu einer höheren Legitimation von Stadtentwicklungsprozessen, die es in einer Wissensgesellschaft verstärkt auszuhandeln gilt.

Der dritte Aspekt zur Strukturierung von Reallaboren sind nach Schneidewind et al. (2018) die sogenannten *allokativen Ressourcen*. Hier geht es um Investitionen, die notwendig sind, um Transformationen einzuleiten. Dies sind neben finanziellen vor allem zeitliche Ressourcen. Auch Annette Friedrich (in diesem Band) hat darauf hingewiesen, dass für Maßnahmen zur nachhaltige Erneuerung der Stadt ein langer Atem notwendig sei. Transformationen sind nicht in drei Jahren – dem typischen Zeitraum eines universitären Forschungsprojektes – umzusetzen. Forschung im Reallabor ist zeitaufwendig, da zum Beispiel die realen Bauvorhaben, die untersucht werden sollen, nicht realisiert werden, Akteure abspringen oder wegziehen und diese ihr Interesse

verlieren. Das hat sich in dem Projekt zum Thema der Energiewende gezeigt. So können Daten zur urbanen nachhaltigen Transformation und Energiewende (Kartierung von Fahrradwegen, Bioläden, Solarpanels, grünen Dächern etc.) mit Hilfe eines digitalen Crowdsourcing in Windeseile per Handy gesammelt und generiert werden. Sie stehen sodann auf digitalen Plattformen weltweit zur Verfügung und können abgerufen werden (z. B. [www.klimaschutzkarte.de](http://www.klimaschutzkarte.de)). Was jedoch wird aus solchen Plattformen in der unmittelbaren Zukunft? Sie dürfen nicht zu „Datengräbern“ verkommen. Die Klimaschutzkarte soll daher in der öffentlichen Ausstellung auf dem Dach des im Bau befindlichen Energiespeichers Pfaffengrund zugänglich gemacht werden (vgl. Abb. 2). Doch der Bau ist noch lange nicht abgeschlossen, das Projekt im Reallabor

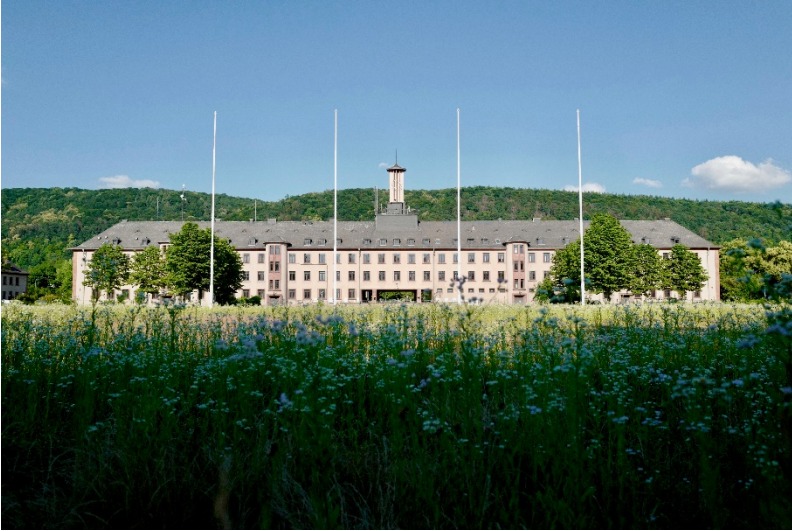


**Abb. 2:** Der im Bau befindliche Energiespeicher in Heidelberg Pfaffengrund (2019); Foto: Lutz Berger 2019.

dagegen schon, neue Themen und Projekte stehen an. Wer kümmert sich um die Implementierung? Hier muss die Zusammenarbeit zum Beispiel mit den Stadtwerken verstetigt werden, damit die digitale Plattform weiter gespeist und für die urbane Energiewende auch nutzbar gemacht werden kann.

Eine weitere wichtige allokativer Ressource hat sich an der Universität auf besondere Art und Weise gezeigt: das Wissen und Humankapital der Studierenden. Selten war Lehre so forschungsgeleitet und zugleich die Forschung so gut vermittelbar in der Lehre. Selten konnten Studierende so begeistert werden, wenn es um Fragen, Aktionen und Diskussion zur Stadtentwicklung in Heidelberg ging. Wir fingen mit gemeinsamen Lehrveranstaltungen der beteiligten Partner an und wurden von Ideenreichtum, Enthusiasmus und auch Ausdauer der Studierenden nahezu überrannt. Während also Drittmittelgeber, Stadt und Öffentlichkeit noch überzeugt werden mussten, war das Thema bei den Studierenden längst gesetzt. Das Reallabor ist hier ein geeignetes Format: bereits kurzfristig, aber auch nachhaltig!

Ein letzter Aspekt zur Strukturierung von Reallaboren sind die sogenannten *autoritativen Ressourcen*, also die politische Macht und Durchsetzungsfähigkeit des Reallabors und der Ideen zur nachhaltigen Stadtentwicklung. Eine unmittelbare, politische Macht besitzt ein Reallabor natürlich nicht. Es handelt sich vor allem um Beratung, Vermittlung, Kommunikation. Allerdings wird hier implizites und explizites Wissen erzeugt, das vor allem langfristig wirkt. Und dieses führt letztendlich zu Wandel. Wenn wir zum Beispiel das Thema des Wandels von Stadtteilen durch neue Wissensorte untersuchen, fragen wir, wie sich die Südstadt durch die Konversion der Flächen zu Kreativzentren, Kultureinrichtungen und innovativen Wohnkonzepten wie dem *Collegium Academicum* wandelt (vgl. Abb. 3). Wenn dabei die Stadtgesellschaft mit einbezogen wird, um die Forschungsfrage zu entwickeln (Stichwort Co-Design), oder wenn wir den Entwicklungsprozess zur Ausgestaltung des IBA-Projektes „Der Andere Park“ begleiten, decken wir die Zusammenhänge auf, die zeigen, was solche Projekte für die ansässigen Südstädter bedeuten. Wir sprechen Gentrifizierungsprozesse an, die an anderer Stelle schon intensiv untersucht wurden und somit vor den Gefahren warnen und daher von Anfang an ein tieferes Bewusstsein für koproduktive Stadtentwicklung aufzeigen. Insofern: Autoritative Ressourcen sind vor allem langfristig bedeutsam, Wissenschaft kann in dieser Hinsicht einen Beitrag zur Nachhaltigkeit leisten.



**Abb. 3:** Campbell Barracks mit dem entstehenden „Anderen Park“ in der Heidelberger Südstadt (2019); Foto: Lutz Berger 2019.

Und damit bin ich wieder bei dem Ausgangspunkt der Ringvorlesung und dieses Beitrages angekommen: Welche Rolle besitzt die Wissenschaft in urbanen Transformationsprozessen? Wie kann Wissen in der Stadtgesellschaft produziert werden? Dazu ist das Konzept der offenen Stadt notwendig, wie es bereits bei Friedrich von Borries im ersten Beitrag angeklungen ist und auch in Reallaboren sehr deutlich abgebildet wird. Reallabore helfen zu verstehen, wie Stadt nachhaltig funktioniert und was für einen langfristigen Wandel notwendig ist. Daher ist es hilfreich, die Stadt als Experimentierfeld für neue Idee zu sehen (s. Braum in diesem Band). Ideen zu formulieren, in der Stadt auszuprobieren und zu analysieren hilft, die Zukunftsfragen der Gesellschaft anzugehen. Die Stadt ist dabei ein reales Objekt, ein Forschungsformat, eine Bühne oder eine Souffleuse; all diese Bedeutungen sind wichtig, um die Stadt von morgen zu begreifen und zu gestalten.



## Literatur

- Buchwald, H.: Im Heidelberg Village hängt der Dorfsegen schief. *Rhein-Neckar-Zeitung*, 21.02.2019. [https://www.rnz.de/nachrichten/heidelberg\\_artikel,-bahnstadt-im-heidelberg-village-haengt-der-dorfsegen-schief-\\_arid,421783.html](https://www.rnz.de/nachrichten/heidelberg_artikel,-bahnstadt-im-heidelberg-village-haengt-der-dorfsegen-schief-_arid,421783.html).
- Gerhard, U., Marquardt, E. und West, C. (2017): Reallabore in der Stadtforschung. Eine Einführung. *Berichte. Geographie und Landeskunde* 91(1): 5–12.
- Grunwald, A. (2015): Transformative Wissenschaft – eine neue Ordnung im Wissenschaftsbetrieb? *GALA* 24(1): 17–20.
- Heidelberg Village (2018): Heidelberg Village. Das lebendige Stadtquartier. <https://www.heidelberg-village.de> (Zugriff am 16.06.2019).
- Holst, M., Ståhlbröst, A. und Bergvall-Kåreborn, B. (2010): Openness in Living Labs. Facilitating Innovation. Conference paper.: [https://www.researchgate.net/publication/258436637\\_Openness\\_in\\_living\\_labs\\_facilitating\\_innovation](https://www.researchgate.net/publication/258436637_Openness_in_living_labs_facilitating_innovation) (Zugriff am 04.12.2017).
- Schneidewind, U., Augenstein, K., Stelzer, F. und Wanner, M. (2018): Structure Matters. Real-World Laboratories as a New Type of Large-Scale Research Infrastructure. A Framework Inspired by Giddens' Structuration Theory. *GALA* 27: 12–17.
- Stadt Heidelberg (2019): Wissenswertes. Bahnstadt-Fakten im Überblick. <https://www.heidelberg-bahnstadt.de/967883.html> (Zugriff am 16.06.2019).
- Urban Office Heidelberg (2019): Urban Office an der Universität Heidelberg. <https://www.geog.uni-heidelberg.de/hca/urbanoffice.html> (Zugriff am 16.06.2019).
- Wiloth, S. und Eurich, J. (2018): Zukunftsgeflüster. Quartiersentwicklung und demographischer Wandel. *Ruperto Carola Forschungsmagazin*. Universität Heidelberg, S. 52–59.
- Winden, Willem van; Berg, van den Leo and Pol, Peter (2007): European Cities in the Knowledge Economy. Towards a Typology. *Urban Studies* 44(3): 525-549.



# Autor\*innenverzeichnis

*Friedrich von Borries* ist Architekt und Professor für Designtheorie an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg. Er agiert in den Grenzbereichen von Stadtentwicklung, Architektur, Design und Kunst. Im Mittelpunkt seiner Arbeit steht das Verhältnis von Gestaltung und gesellschaftlicher Entwicklung. Als Wissenschaftler einerseits und Gestalter andererseits setzt er sich forschend und entwerfend mit den politischen Fragen auseinander, die unsere Gegenwart bestimmen. Dazu zählen die Möglichkeiten gesellschaftlicher Transformation in Zeiten von wachsender ökonomischer Ungleichheit, Umweltzerstörung und Klimawandel, Überwachungstechnologien und antidemokratischer Sicherheitspolitik.

*Michael Braum* ist Geschäftsführender Direktor der Internationalen Bauausstellung IBA Heidelberg, die von 2012 bis 2022 in Heidelberg eingerichtet ist. Er studierte Stadtplanung und Städtebau an der Technischen Universität Berlin und wurde 1998 zum Professor am Institut für Städtebau und Entwerfen der Leibniz Universität Hannover berufen. Er war Mitglied der beiden Expertenbeiräte „Bau“ und „IBA“ der Bundesregierung, hat als Städtebauer und Stadtplaner über 30 Jahre praktiziert und war bis 2012 Vorsitzender der Jury des Deutschen Städtebaupreises. Von 2008 bis 2013 war er Gründungsvorstandsvorsitzender der Bundesstiftung Baukultur. Seit 2012 widmet er sich den aktuellen Stadtentwicklungsprozessen Heidelbergs, die er unter dem IBA Motto „Wissen schafft Stadt“ in vielerlei Projekten lenkt und leitet.

*Christiane Brosius* ist Professorin für Visuelle und Medien-Anthropologie am Heidelberg Center for Transcultural Studies (HCTS). Seit ihrem Studium und frühen wissenschaftlichen Tätigkeiten in Frankfurt a. M., Frankfurt/Oder, Mainz, Oxford, London oder Dehli liegt ihr Forschungsschwerpunkt auf Kulturen und Städten in Indien

(insb. Delhi) und Nepal (Kathmandu). Als Meilensteine zu nennen sind das EU-BMBF-Projekt „Single Women in Asia“, das sich mit der besonderen Rolle von Frauen in asiatischen Städten befasste, sowie das DAAD-Projekt „New Directions in Active Ageing and Age-Friendly Culture in India and Germany“ – also Altersforschung im urbanen und transkulturellen Kontext und das DAAD-Projekt „Urban Transformation and Placemaking“ mit Partnern in Nepal und Indien. Brosius war konzeptionell am Aufbau des Heidelberger Exzellenzclusters „Asia and Europe in a Global Context“ aktiv und ist Mitbegründerin der „Shaping Asia“-Netzwerkinitiative. Sie ist außerdem mit dem Ethno-Indologen Axel Michaels Leiterin des seit 2018 geförderten Nepal Heritage Documentation Project (NHDP), das die Dokumentation bedrohten Kulturerbes des Himalayastaates durch den Aufbau einer digitalen Open-Access-Datenbank zum Ziel hat.

*Ekkehard Felder* ist Professor für Germanistische Linguistik mit besonderer Berücksichtigung der Gegenwartssprache an der Universität Heidelberg. Seine Schwerpunkte liegen unter anderem in der Varietäten- und Soziolinguistik sowie der Linguistischen Diskursanalyse. Er ist Begründer und Leiter des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen - Probleme öffentlicher und professioneller Kommunikation“, das sich mit der interdisziplinären Betrachtung und Rolle von Sprache in Raum und Gesellschaft befasst. Auch das 2010 begründete „Europäische Zentrum für Sprachwissenschaften“ geht auf seine Initiative zurück. 2018 wurde er zum Gastprofessor der Fremdsprachenuniversität in Peking (BFSU) ernannt.

*Annette Friedrich* ist Leiterin des Stadtplanungsamtes der Stadt Heidelberg. Als ausgebildete Architektin setzt sie sich in ihrer Arbeit seit vielen Jahren intensiv für eine enge Kooperation von Wissenschaft und Stadt ein, um den Weg der Stadt Heidelberg als Wissenschaftsstadt der Zukunft zu begleiten. So hat sie entscheidend dazu beigetragen, die Internationale Bauausstellung IBA von 2012 bis 2022 nach Heidelberg zu holen. Mit ihrem Amt ist sie zudem Partnerin im Reallabor „Urban Office Heidelberg – nachhaltige Stadtentwicklung in der Wissensgesellschaft“, das zusammen mit der Universität und IBA Heidelberg innovative Forschungsexperimente in Heidelberg betreibt. Sie war Inhaberin von Lehraufträgen an der TU Dresden und der SRH Hochschule Heidelberg.

*Ulrike Gerhard* ist Professorin für Humangeographie Nordamerikas und Stadtgeographie am Geographischen Institut und dem Heidelberg Center for American Studies der Universität Heidelberg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Analyse aktueller Prozesse der Stadtentwicklung, den Aspekten der Nachhaltigkeit & Partizipation sowie der vergleichenden Stadtforschung. Sie ist Leiterin des Reallabors „Urban Office Heidelberg – Nachhaltige Stadtentwicklung in der Wissensgesellschaft“, stellvertretende Direktorin des Heidelberg Center for American Studies, Mitglied im Advisory Board des Forschungsnetzwerks Spaces & Flows sowie Adjunct Professorin an der University of Illinois in Urbana-Champaign, IL. Ihre Forschungsperspektive ist durch einen interdisziplinären und kritischen Blick auf die Stadt im 21. Jahrhundert geprägt.

*Marcus Imbsweiler* studierte Germanistik und Musikwissenschaft und lebt seit 1990 als freier Musikredakteur und Autor in Heidelberg. Schwerpunkte seiner belletristischen Arbeit sind Krimis sowie Erzählungen rund um das Thema Klassische Musik. 2007 startete er mit »Bergfriedhof« seine Krimireihe um den Privatermittler Max Koller, die sofort eine große Fangemeinde gewann. Im Jahr 2017 spiegelte er das Weltgeschehen und die Verhältnisse vor Ort in zwölf Kurzkrimis, die monatlich in der Rhein-Neckar-Zeitung erschienen.

*Henry Keazor* ist Professor für Neuere und Neueste Kunstgeschichte am Institut für Europäische Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. Er studierte Kunstgeschichte, Germanistik, Musikwissenschaft und Philosophie an der Universität Heidelberg und der Sorbonne. Seine Forschungen spannen einen weiten Bogen in der Entwicklung der europäischen Kunstwirtschaft mit Schwerpunkten in französischer und italienischer Barockmalerei, der zeitgenössischen Illustration der Entdeckung Amerikas sowie zeitgenössische Architektur. Zudem beschäftigt er sich mit der Rezeption von Kunst in Literatur und Medien sowie Musikvideos. Hierin liegt auch die eingehende Auseinandersetzung mit der (künstlerischen) Darstellung von Städten im Film begründet.

*Frauke Kraas* ist Professorin für Anthropogeographie an der Universität zu Köln. Nach einem Studium der Geographie, Biologie, Ethnologie und Philosophie in Bochum und Münster fokussiert sie seit ihrer Habilitation Phänomene der Stadtentwicklung Asiens, insbesondere die

Megastadtentwicklung. Sie ist – neben vielen anderen Tätigkeiten – Mitglied des Nationalen Komitees für Global Change Forschung sowie Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB), der sich mit globalen Umweltveränderungen befasst und unter dem Titel „Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte“ ein wegweisendes Gutachten veröffentlichte.

*Günter Leypoldt* ist Professor für Amerikanische Literatur und Kultur am Anglistischen Seminar der Universität Heidelberg. Er hat American Studies an den Universitäten Mainz, Tübingen und am Maryland-College Park unterrichtet. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Amerikanischen Transzendentalismus, der Ästhetik des 18. und 19. Jahrhunderts und der Literatur- und Kulturtheorie des 20. und 21. Jahrhunderts. Der kulturwissenschaftliche Blick auf Literatur – zum Beispiel bei der Darstellung und Abhandlung von Urbanität und Stadt – ist für ihn kennzeichnend. Seit 2009 ist Professor Leypoldt Mitglied des Board of Directors am Heidelberg Center for American Studies und hier auch stellvertretender Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs „Authority and Trust in American Culture, Society, History, and Politics“.

*Editha Marquardt* ist als promovierte Kulturwissenschaftlerin wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität für Verwaltungswissenschaften Speyer und hier Leiterin des Projekts „Town & Gown. Optimierung der Kooperation von Stadtverwaltungen mit regionalen Wissenschaftseinrichtungen“ im Verbundprojekt „Wissens- und Ideentransfer in der Verwaltung (Witi)“. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der transdisziplinären Stadtforschung, nachhaltigen Stadtentwicklung und der Rolle der Stadt in der Wissensgesellschaft. Sie ist zudem Leiterin des Reallabors „Urban Office Heidelberg: Nachhaltige Stadtentwicklung in der Wissensgesellschaft“, das von 2015 bis 2018 vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst (MWK) Baden-Württemberg finanziert wurde.

*Uwe Schneidewind* ist Präsident und wissenschaftlicher Geschäftsführer des Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie sowie Professor für Innovationsmanagement und Nachhaltigkeit an der Bergischen Universität Wuppertal. Er hat in Betriebswirtschaftslehre promoviert und habilitiert und wurde 1998 zum Universitätsprofessor für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Produktionswirtschaft und Umwelt, an der

Universität Oldenburg berufen. Von 2004 bis 2008 war er Präsident derselben Universität. Seit 2011 ist er Mitglied im Club of Rome sowie seit 2013 Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung „Globale Umweltveränderungen“. Mit seinem vielfältigen Engagement für Nachhaltigkeit kann er auch als Ziehvater der Reallabore in Deutschland bezeichnet werden.

*Tine Trumpp* ist promovierte Geographin am Geographischen Institut der Universität zu Köln mit den Schwerpunkten Stadt- und Kulturgeographie, Geographische Entwicklungsforschung und Megastadtentwicklung. Sie hat in Heidelberg Geographie studiert und in Köln im DFG Projekt „Urban Heritage and Cultural Governance in the South Asian Megacity Delhi/ India“ promoviert. Darin widmete sie sich der Untersuchung der Möglichkeiten und Potenziale, die die Integration von städtischem Kulturerbe der zukünftigen Stadtentwicklung Delhis bietet.

*Carl Zillich* ist kuratorischer Leiter der Internationalen Bauausstellung Heidelberg. Nach einem Studium der Architektur und Stadtplanung an der Universität Kassel und der Columbia University war er sechs Jahre wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur an der Leibniz Universität Hannover. Anschließend war er wissenschaftlicher Mitarbeiter der Bundesstiftung Baukultur, bevor er 2013 zur IBA Heidelberg wechselte und hier die Geschehnisse der Stadtentwicklung unter dem Motto „Wissen schafft Stadt“ entscheidend mitgestaltet. Zudem hatte er 2018/19 eine einjährige Gastprofessur im Fachbereich Architektur, Stadtplanung und Landschaftsplanung an der Universität Kassel inne.

Die Betrachtung der Stadt von morgen hat viele Facetten. Ihr enormes Wachstum sowie drängende Herausforderungen der zunehmenden Mobilität, Digitalisierung und Klimawandel stellen die Menschen vor die entscheidende Frage, wie eine lebenswerte Stadt aussehen kann. Der vorliegende Band möchte dazu anregen, unter Einbezug sehr unterschiedlicher Perspektiven wie Architektur und Literatur, Geographie und Gesundheit, Anthropologie und Planung sowie Umweltwissenschaft und Energie über eine Stadt von Menschen für Menschen nachzudenken. Welche Visionen haben Planerinnen und Planer? Was kann die Wissenschaft dazu beitragen? Der Band soll einen Einblick in diese vielfältige Auseinandersetzung geben.



**UNIVERSITÄT  
HEIDELBERG**  
ZUKUNFT  
SEIT 1386

ISBN 978-3-96822-007-9



16,90 EUR (DE)  
17,40 EUR (AT)